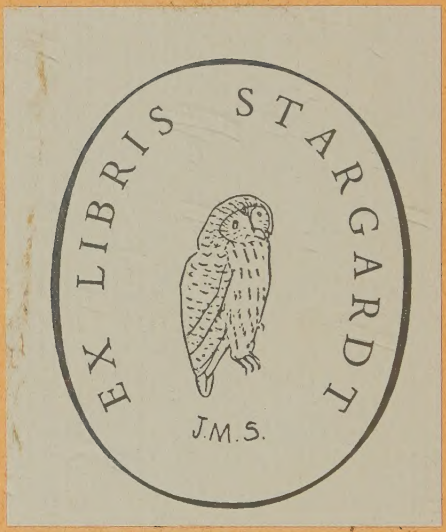
NAPOLEON

SCHRIFTEN UND GESPRÄCHE

PAN VERLAG * BERLIN


EX LIBRIS STARGARDT
J.M.S.

FÜNFTE AUFLAGE
HERAUSGEGEBEN VON
HANS LANDSBERG

NAPOLEON

SCHRIFTEN UND GESPRÄCHE

PAN VERLAG * BERLIN
1912

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Es erscheint naiv, Napoleon noch immer, so wie er den Deutschen in den Tagen der Befreiungskriege sich vorstellen mußte, als einen neuen Attila, eine eherne Schicksalsgeißel aufzufassen. Neben kalter Berechnung und jener rücksichtslosen, brutalen, unmenschlichen Energie, die das Ungeheure seiner Aufgaben ihm abzwang, steht eine sentimentale, liebesbedürftige und liebefähige Natur: das ganze Wesen eines Idealisten und Schwärmers, der mit einer nach Taten glühenden Seele, phantastischen Plänen und metaphysischen Gedanken auf die Welt gekommen ist. Dieser Charakter, der jedem, der sich auf Menschenkunst versteht, als eine überwältigende Erscheinung entgegentritt, ist in seinen Mischungen und Lagerungen um so schwerer zu durchschauen und zu analysieren, als er auf dem Wege zu Macht und Größe mehr und mehr zur Maske gegriffen hat und in seinen Äußerungen, Briefen, Gesprächen ein starkes Maß von Komödiantentum entwickelt hat. Wenn Napoleon also auch in späten Tagen als Gefangener von St. Helena mystische und fatalistische Ideen entwickelt, die von Jugend auf in ihm fruchtbar waren, so steht doch auch die Realpolitik seiner Machtjahre deutlich im Banne unermeßlicher und unausführbarer Gedanken, die unmittelbar an die Pläne Alexanders anknüpfen. Der Plan der Eroberung Ägyptens und Indiens wie seine ganze Orientpolitik beweist, daß er mit der gelungenen Unterjochung des Zarenreiches nicht Halt gemacht hätte, sondern gleich

dem Heros der Antike, der sich als Sohn des Gottes fühlte, weiter und weiter ins Unabsehbare geschritten wäre. So wurde Napoleons Charakter zu seinem Schicksal. Ein unersättlicher Wille zur Macht, ein unbezwinglicher Trieb zu zerstören, aufzubauen und die bestehende Ordnung in neue Formen zu gießen, bildet den Pfeiler seines Wesens. Das praktische Moment in seiner Lebensführung, die Gabe riesige Wegstrecken in Etappen zu teilen und immer nur das gerade Erreichbare zu wollen — das alles ist erst hinzugelernt und seiner Jugend fremd. Und wer ihm nahe stand und den Kaiser in unbewachten Momenten beobachten konnte, kennzeichnet den Welteroberer als einen Träumer, dessen erste Jugend nicht zufällig mit der Werther und Ossianepoche zusammenfällt. „Er liebte besonders," erzählt uns Frau von Rémusat, „alles, was zur Träumerei hinführt: Ossian, das Zwielicht, eine zarte, melancholische Musik. Ich sah, wie ihn das Säuseln des Windes und das Rauschen des Meeres begeistert stimmte, hörte, wie er nächtliche Erscheinungen als nicht völlig unglaubhaft bezeichnete und überhaupt eine gewisse Neigung zum Übersinnlichen offenbarte. Wenn er sein Arbeitszimmer verließ und des Abends das Gemach seiner Frau betrat, so ließ er manchmal die Kerzen mit weißer Gaze verhüllen; er befahl uns dann tiefe Stille und erzählte oder hörte Gespenstergeschichten. Oder er ließ sich in solchen Augenblicken weiche und langsame Musikstücke von italienischen Sängern vortragen, die sich nur schwach und leise von wenigen Instrumenten begleiten ließen. Dann verfiel er in Träumereien, und keiner wagte eine Bewegung zu machen oder sich von der Stelle zu rühren. Das wirkte auf ihn lösend und befreiend, und er war hernach froher

und mitteilsamer.“ Man mag in diesen Zuständen, wie schon betont, etwas Komödiantenhaftes wittern; in seiner Natur selbst lagen offenbar Spuren einer solchen Veranlagung.

Die bisher fast unbekannte Welt der literarischen Schriften des jungen Napoleon, der doch noch keine Rolle zu spielen hatte, beweisen es, und das verschafft ihnen einen Reiz und Wert, der ihnen, rein künstlerisch gemessen, nicht zukäme. Napoleon ist weder nach seinen Gedanken noch in formeller Hinsicht ein bedeutender Schriftsteller, und der Respekt, den man einem Goethe gegenüber durch Drucklegung jeder unscheinbaren Notiz bezeugt, käme ihm nicht zu. Sein Stil ist nicht rein und klar, und der Korse, der seine italienische Abstammung behauptete, hat die Sprache seines zweiten Vaterlandes niemals völlig beherrscht. Nach den Mitteilungen seines Sekretärs Méneval ging seine Unkenntnis des Französischen so weit, daß er stets „enfanterie“ statt „infanterie“, „gabinet“ statt „cabinet“ schrieb. Er wußte nicht seine stark von Rousseau beeinflußten philosophischen Reflexionen in klare Formen zu gießen. Die Übersetzung ist also in diesen Fällen unschuldig an gewissen Härten und Verwirrungen der Darstellung. Die Fabel vom „Hund, dem Kaninchen und dem Jäger“ ist ganz im Stile Lafontaines von dem zwölfjährigen Kadetten in Brienne geschrieben. Fünf Jahre später hat er auf Korsika die kleine Erzählung „Die prophetische Maske“ abgefaßt. Dann folgt, wieder im Abstande von drei Jahren, anno 1790, der Aufsatz „Über das Glück“, für den er sich ähnlich wie der Advokat von Arras durch die Preisarbeit einer Akadewie anregen ließ. Erst mit dem geistreichen und spannenden „Souper von Beaucaire“, das

eben in Beaucaire entstanden, bereits 1793 bei Sabin Tournal in Avignon als Flugschrift erschienen ist, hat er eine wirkliche literarische Höhe erklommen, und die kleine Schrift verdiente es, auf Staatskosten gedruckt zu werden. Die politische Lage, die der Schrift zugrunde liegt, ist in kurzem die folgende: Die Girondisten waren eben, am 2. Juni 1793, von der radikaleren Bergpartei gestürzt worden. Toulon stellte sich mit anderen Städten des Südens auf die Seite der geschlagenen Partei, erklärte den Jakobinern den Krieg und rief englische und spanische Schiffe zu Hilfe, um Toulon für Ludwig XIV. zu erhalten. Bonaparte stand als Artillerieoffizier im Nordwesten von Toulon bei den Truppen des völlig unfähigen Generals Carteaux, eines ehemaligen Malers. Bekanntlich ist die im Dezember erfolgte Wiedereinnahme Toulons in erster Reihe Napoleon zu danken, der damit seinen militärischen Ruf begründet hat.

Was die anderen hier veröffentlichten Schriften und Gespräche Napoleons betrifft, so bedarf wohl nur die Unterredung mit Goethe einer kurzen Erläuterung. Am 2. Oktober 1808 standen die beiden Großen sich in Erfurt gegenüber. Es ist ewig schade, daß Goethe nicht unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesprächs eine eingehende Schilderung verfaßt hat. Die hier wieder abgedruckte, kurze, überdies schwer verständliche Skizze stammt erst aus dem Jahre 1824 und verdankt einer Anregung des Kanzlers von Müller ihre Entstehung. Wir sind somit im wesentlichen auf den gewiß nicht unanfechtbaren Bericht Talleyrands angewiesen. Eine Art Ergänzung bietet wenigstens Goethes, im Herbst 1808 an Cotta gerichtetes Schreiben, in dem es heißt: „Ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres

und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ.“ Vier Tage nach der Unterredung mit Goethe in Erfurt hat Napoleon in Weimar auf dem Hofballe mit Wieland gesprochen, und hier wenigstens besitzen wir verläßliche, durch keine nachträgliche Retuche getrübte Berichte.

Das übrige hier dargebotene schriftstellerische Material mag für sich sprechen. selbst Von den Erzählungen wurden nur die absolut authentischen, nach dem Texte von Masson und Biagi, aufgenommen. Die Aussprüche stammen, soweit keine andere Quelle zitiert ist, aus dem Mémorial von Las Cases und den Mémoires von Gourgaud und Montholon. Die vorliegende Ausgabe macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie bietet aus der Überfülle nur eine naturgemäß subjektive Auswahl des Wichtigsten und für den Schriftsteller Napoleon am meisten Charakteristischen.

Hans Landsberg.

GEDICHTE
UND ERZÄHLUNGEN

DER HUND, DAS KANINCHEN UND DER JÄGER.

Cäsar, berühmter Hühnerhund,
Und des Verdiensts sich bewußt,
Stellt in des Lagers sichrem Grund
Kaninchen einst; halb tot vor Furcht bebt dem die Brust.
„Ergib dich!“ mit Donnerstimme zu ihm er brüllt,
Daß fern davon des Wald's Bewohner beben:
„Großtaten übt' ich schon im Leben,
Die ganze Erd' mein Name füllt!“
Kaninchen hörts mit Demut an;
Die reuige Seele Gott es empfiehlt, und dann
Es bittend so und zitternd fragt:
„Sehr erlauchter Hund, o sagt an,
Wenn ich mich ergeb', was ich hoffen kann?“
„Du stirbst!“ — „Ich sterbe?“ das unschuldige Tierchen sagt;
„Und fliehe ich?“ — „So ists gewiß um dich getan!“
„Wie?“ spricht das Tier, das sich ernährt von Thymian;
„Auf beiden Seiten kostet es das Leben?
Woll'n Eure Herrlichkeit mir dann vergeben,
Da ich doch sterben muß, wenn ich jetzt bin so kühn
Und wage den Versuch zu fliehn?“
Er spricht's, und flieht als des Geheges Held. —
Cato hätt's getadelt, ich kann es nicht verdammen,

Denn kaum der Jäger siehts, schnell er sich stellt;
Er zielt, er schießt, er trifft; tot stürzt der Hund zusammen.
Wie wär' das Urteil wohl, das Lafontaine gefällt?
„Hilf Dir selbst, so hilft Gott auch Dir!"
Ich gesteh', es gefällt der Grundsatz mir.

(Brienne 1782.)

AN MADAME SAINT-HUBERTY

als Dido in Piccinis Oper „Dido".

Ihr Römer rühmet Euch, welch hohen Stamms Ihr seid.
Nun, wie geschah es denn, daß Euer Reich entstand?
Äneas war nicht so von Didos Reiz entbrannt,
Daß er die Flucht vergaß, zu ihrem großen Leid.

Regiertest Du, die jetzt als Dido uns berauscht
An ihrer Stelle schon Karthagos Königreich,
Er hätte ihr zu lieb die Götter froh getauscht,
Und Rom wär' heute noch nur einer Wüste gleich.

1792.

DER GRAF VON ESSEX.

(Nach dem Englischen.)

Die willkürliche Herrschaft Karl II., die Quälereien seines Bruders, des Herzogs von York, der in seinem katholischen Fanatismus die Presbyterianer und die Häupter der Opposition aufs heftigste verfolgte, ließen überall Verschwörungen und Verbindungen entstehen, die die Erhaltung der Verfassung bezweckten. Der Herzog von Monmouth, ein unehelicher Sohn Karls, ermutigte die allgemeine Unzufriedenheit, die, wie er hoffte, ihm die Krone aufs Haupt setzen würde.

Bereits seit vier Jahren regierte Karl ohne Parlament, er fürchtete den Wagemut der Republikaner, die seinen Vater aufs Schaffott gebracht hatten; er fürchtete die strenge Gerechtigkeit des Lords Sidney, Russell, Essex u. a.

Die nationale Verfassung, die herrschende Religion waren in Gefahr, die königliche Autorität hatte alles verschlungen. Das einzige Heil für die Freiheit bestand in dem Tod des Usurpators und man beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Alles war genau berechnet. Der Tag war genau bestimmt, die Maßregeln vereinbart und das gleiche Ereignis hätte das unterdrückte England gerächt und gerettet.

Indes alles schlug fehl, die Häupter der Verschwörung wurden festgenommen und in den Tower geschickt.

Im Augenblick, wo diese Nachricht sich in der Öffentlichkeit verbreitete, entstand eine jener Krisen, die alle rechtschaffenen Leute beunruhigen und entmutigen. Der Graf Essex war für seine strenge Moral, sein rechtschaffenes Leben und seine Gerechtigkeit bekannt. Mit Cato durfte er sagen, daß er sich selbst niemals etwas verziehen habe und deshalb auch niemanden etwas nachzusehen brauchte. Lord Russell war der Abgott des Volkes. Seine sanfte Beredsamkeit, seine Güte, seine Gerechtigkeit in allen seinen Handlungen hatten ihm ein Ansehn verschafft, das allein schon seine standhafte Haltung gegenüber der königlichen Autorität begründet hatte. Man sagte von ihm: Wenn die Gerechtigkeit auf die Erde niederstiege, hätte sie nicht anders handeln können als Lord Russell.

Sidney war einer jener unerschütterlichen Patrioten, die von dem Andenken an Brutus und Thraseas beseelt sind. Als einer der ersten hatte er unter Karl I. die Fahne der Unabhängigkeit entfaltet. Er allein widersetzte sich Cromwell. Er allein hoffte auf die Errichtung der Republik. Ein Feind der Monarchie, der Fürsten, der Großen, war Sidney auf Grund ernster Studien bis zu der Pakte gelangt, die die Basis aller Konstitutionen bildet.

So waren die drei Männer geartet, die der König jetzt in seiner Gewalt hielt. Russell verheimlichte nie die Wahrheit und sein Prozeß bot keine Schwierigkeiten. Man bot ihm vergebens die Flucht an; nichts konnte ihn wankend machen. Er starb wie er gelebt hatte.

Das Blut Lord Sidneys floß für die gute Sache und er bedauerte nur, daß er sein Vaterland der Wut von zwei Tyrannen überlassen mußte.

Essex blieb noch übrig. Das Volk, das beim Tode der beiden Lords Tränen vergossen hatte, verlangte stürmisch die Begnadigung des Grafen. Die Richter, durch so viele Verbrechen entsetzt, wagten es nicht, ihn zu verurteilen. Vergebens befahl es der König und drängte der Herzog darauf. Sie zitterten bei dem bloßen Gedanken und in Erkenntnis des Abgrundes, der sich unter ihren Füßen öffnete, beschlossen sie, den Grafen zu retten.

Es ist unmöglich, die wahnsinnige Wut, die den Herzog von York alsbald ergriff, zu schildern. Er sah, wie seine Beute ihm entschlüpfte. Das Blut Russells und Sidneys genügte seiner Wut nicht und da er ein Volk, das er haßte, nicht vernichten konnte, wollte er sich wenigstens an denen, die es vergötterte und die die Ausschließungsbill durchgebracht hatten, rächen.

Indessen alles war fruchtlos und der Graf sollte für unschuldig erklärt werden, als ein schrecklicher Fall den Herzog aus der Verlegenheit zog.

Diese interessante Begebenheit verdient mit allen Details vorgetragen zu werden.

Am Montag, den 13. September herrschte sehr kaltes Wetter. London war wie gewöhnlich in Nebel eingehüllt. Die Gräfin Essex wollte ihren Gatten besuchen. Der Wagen stieß mit einem anderen zusammen und zerbrach, so daß sie erst mit ein paar Stunden Verspätung eintraf. Sie fand ihren Gemahl mit den Vorbereitungen für den Weggang beschäftigt, da der Urteilsspruch schon bekannt war.

Man verbrachte einen Teil des Tages und verabredete für den Tag darauf, einen Dienstag, eine Zusammenkunft. Kurz vor 10 Uhr hatten sich ganz gegen ihre Ge-

wohnheit der König und der Herzog von York in den Tower begeben, den sie seit zwei Jahren nicht mehr betreten hatten. Sie verließen ihn um $11^1/_2$ Uhr.

Die Gräfin, die ihren Gemahl sehr zärtlich liebte, brannte vor Begierde ihn wiederzusehen. Sie verwandte einige Zeit darauf, Anordnungen für seine Rückkehr zu treffen und gab sich dann dem Schlummer hin. Sie war im ersten Schlaf, als sie durch ein Geräusch, das sie im Zimmer zu hören glaubte, aufgeweckt wurde. Es war nur ein Traum. Indes sie wachte noch dreimal auf, immer wieder durch ein unheimliches Geräusch, das bei ihrem Erwachen aufhörte, erweckt. Gequält rief sie ihre Leute, aber der Schlaf bemächtigte sich ihrer, ehe sie kamen. Das Geräusch wird stärker. Da erhebt sich die Gräfin, die von Natur mutig war, öffnet, schreitet durch ihr dunkles Gemach und kommt an die Tür. Man stelle sich eine Frau vor, die durch unheilvolle Träume beunruhigt, durch schreckliche Geräusche verstört ist und nun mitten in der Nacht im Dunkeln eines großen Gemaches weilt. So kommt sie an die Türe und sucht das Schloß. Ihr Körper schaudert, sie berührt ein scharfes Messer. Das herabfließende Blut erschreckt sie nicht. „Wer du auch seist, stehe still und erkenne die unglückliche Gemahlin des Grafen Essex," schrie sie auf, und ohne die Sinne zu verlieren, hält sie die Hand wieder vor, findet jetzt den Schlüssel und öffnet. Sie glaubt im Vorzimmer einen Schatten zu sehen, der auf und abgeht, aber sie fühlt sich zu schwach, um der Sache nachzugehen, schließt die Türe und legt sich wieder hin. Gegen 11 Uhr vormittags kämpfte die Gräfin erregt, bleich und geänstigt gegen einen beunruhigenden Traum. „Jeanne Betzie, Jeanne Betzie, teure Jeanne." Jetzt erhebt sie die Augen, denn

dies Geräusch hatte sie aufgeweckt, und sah o Gott! sah einen Schatten sich ihrem Bett nähern; er schlug die Vorhänge zurück, nahm sie bei der Hand und sagte ihr: „Jeanne, du hast mich vergessen, du schläfst, rühre mich an!“ Er führte ihre Hand an seinen Hals. Entsetzlich! Die Finger der Gräfin tauchen in tiefe Wunden und werden ganz blutig; sie stößt einen Schrei aus, verbirgt sich, und als sie wieder hinblickt, sieht sie nichts mehr. Zitternd und bestürzt, das Herz voll banger furchtbarer Vorahnungen steigt die Gräfin in den Wagen und kommt in den Tower. In der Mitte von Pall-Mall hört sie einen Mann aus dem Volke rufen: „Der Graf Essex ist tot!“ Sie kommt endlich an, man öffnet das Tor, ein schrecklicher Anblick! Sie sieht den Grafen auf dem Boden ausgestreckt und in seinem Blute schwimmen. Drei breite Messerstiche hatten ihn getötet. Die Hand lag auf dem Herzen, die Augen gegen Himmel gerichtet, schien er die ewige Rache anzurufen.

Ihr werdet vielleicht glauben, daß Jeanne in ihrer Bestürzung und halben Ohnmacht das Andenken des geachtetsten Mannes durch feige Tränen entweihen wird? Nein. Sie läßt seinen Leichnam reinigen und ihn öffentlich ausstellen.

Das ungeheure Aufsehen, das dieses Schauspiel in London hervorrief, läßt sich schwer nachempfinden. Man wollte das gleiche Schicksal seinen feigen Mördern bereiten. Das gemeine Volk klagte den König und seinen Bruder an.

Dr. Burnet wurde beauftragt nach den Mördern zu forschen. Zwei Kinder gaben an, sie hätten durch das Fenster ein blutiges Messer werfen sehen. Die Diener des unglücklichen Lords sagten, sie hätten den ganzen

Vormittag ruhig verbracht, wären aber gegen 11 Uhr von dem Gouverneur des Tower entfernt worden. Jetzt zweifelte man nicht mehr, wer die Mörder seien. In ihrem grenzenlosen Schmerz ließ die Gräfin ihr Gemach schwarz ausschlagen. Sie sperrte die Fenster und bejammerte ständig das schreckliche Schicksal ihres Gatten. Erst drei Jahre später, als nach dem Tode des Königs, der Herzog von York entthront wurde, erschien sie wieder in der Gesellschaft, befriedigt von der Rache, die ihr der Himmel gewährt hatte.

DIE PROPHETISCHE MASKE. (1787).

Im Jahre 160 der Hedschra herrschte Micadi in Bagdad. Vom Frieden begünstigt, sah dieser bedeutende, aufgeklärte, großherzige und edelmütige Fürst das arabische Reich in voller Blüte. Von seinen Nachbarn gefürchtet und geachtet, ließ er sich die Entwicklung der Wissenschaften angelegen sein. Da wurde plötzlich die Ruhe durch Hakem gestört, der in Korassan auftauchend, in allen Teilen des Reiches Anhänger gewann. Ein Mann von hoher Figur und mit einer männlichen, hinreißenden Beredsamkeit begabt, erklärte sich Hakem für den Abgesandten Gottes; er predigte eine reine Sittenlehre, die der Menge gefiel. In seinen Reden sprach er gewöhnlich von der Gleichheit der Stände und des Vermögens. Das Volk sammelte sich unter seinen Fahnen, und bald fand Hakem ein Heer zur Verfügung.

Der Kalif und die Großen begriffen, daß man eine so gefährliche Erhebung im Keime ersticken müsse. Seine Truppen wurden aber mehrfach geschlagen, während sich das Übergewicht Hakems von Tag zu Tag steigerte.

Da ergriff ihn eine bösartige Krankheit, die eine Folge der Strapazen des Krieges war, und entstellte völlig das Gesicht des Propheten. Jetzt war er nicht mehr der schönste unter den Arabern. Seine edlen und strengen Züge,

seine großen und feurigen Augen waren entstellt; Hakem erblindete. Diese Veränderung hätte den Enthusiasmus seiner Anhänger abschwächen können. Er kam deshalb auf den Gedanken eine silberne Maske zu tragen.

So erschien er unter seinen Anhängern. Er hatte von seiner Beredsamkeit nichts eingebüßt; noch immer hatte seine Rede die alte Kraft. Er sprach zu ihnen, und es gelang ihm, seine Freunde zu überzeugen, daß er die Maske nur trüge, um die Menschen nicht durch das strahlende Feuer seiner Augen zu blenden.

Die Raserei, die er erregt hatte, ließ ihn mehr und kühler als jemals auf Erfolge hoffen, als der Verlust einer Schlacht seine Sache zugrunde richtete, die Zahl seiner Anhänger verminderte und ihren Glauben schwächte: Er wird mit einer schwachen Besatzung belagert. Hakem, du mußt sterben, oder die Feinde werden sich deiner bemächtigen! Jetzt versammelt er alle seine Anhänger und spricht zu ihnen: „Gläubige, die Gott und Mohammed erwählt haben, um das Reich wieder aufzurichten und die Natur in ihre Rechte zu setzen, was werdet Ihr durch die Zahl Eurer Feinde entmutigt? Höret mir zu! Die letzte Nacht, als Ihr im tiefen Schlafe lagt, habe ich mich niedergeworfen und so zu Gott gesprochen: Vater, du hast mich so viele Jahre gnädig beschützt; sollte ich oder die Meinen dich verletzt haben, da du uns jetzt im Stiche läßt? Einen Augenblick später hörte ich eine Stimme, die zu mir sagte: „Hakem, die allein, die dich nicht verlassen haben, sind deine wahren Freunde, und sie allein sind erwählt. Sie werden mit dir alle Reichtümer deiner stolzen Feinde teilen. Warte auf den Neumond, lasse breite Gräben machen, und deine Feinde werden sich wie Fliegen, die der Rauch betäubt, hineinstürzen."

Die Gräben sind bald hergestellt, man füllt einen mit Kalk und setzt Gefäße mit Branntwein auf den Rand.

Nachdem dies vollzogen war, nimmt man ein gemeinsames Mahl ein, jeder trinkt von demselben Wein, und alle sterben unter denselben Symptomen. Hekam schleift ihre Körper in den Kalk, in dem sie verbrennen, steckt die Flüssigkeit in Brand und stürzt sich hinein. Tags darauf wollen die Truppen des Kalifen vorrücken, aber sie halten an, als sie die Tore offen stehen sehen; man tritt vorsichtig ein und findet nur noch eine Frau, die Geliebte Hakems, die ihn überlebt hat. So war das Ende Hakems, der den Beinamen Durhar führte. Seine Anhänger glaubten, er und die Seinen seien in den Himmel gehoben worden.

Dieses Beispiel ist unglaublich. Wie weit kann die Raserei der Ekstase gehen!

REISEEINDRÜCKE.

(Saint-Valier, 8. Februar 1791.)

Der Efeu schmiegt sich an den ersten besten Baum, das ist in wenigen Worten die Geschichte der Liebe . . .

Lebt ein Mensch in der Fremde, ohne Eltern, fern von seinem Hause, so braucht er, darüber darf man sich nicht täuschen, eine Verbindung, eine Stütze, ein Gefühl, das ihm den Vater und den Bruder ersetzt. Da kommt ihm die Liebe zu Hilfe, um ihm alle diese Vorteile zu bieten. Man mag einwenden, die Freundschaft leiste das Gleiche. Indes der Fremde wird sich eher in eine seelenverwandte Person verlieben. Außerdem erregt die Verlassenheit die Einbildungskraft und damit die Glut der Liebe. Was ist denn die Liebe? Alle Jahreszeiten sind ihr günstig. Die ganze Natur flößt Liebe ein. Im Gegensatz dazu hat die Brunst der Thiere nur ihre bestimmte Zeit. Liebe entsteht unter dem Schnee Islands, unter der Hitze des Äquators, in den Sümpfen der Jrokesen; sie entsteht in den italienischen Hainen wie in den Wäldern der Ardennen, unter dem Zeichen des Löwen wie unter dem des Bären. Was ist denn Liebe? Es ist das Gefühl einer Schwäche, das den einsamen Mann regelmäßig durchdringt, und zugleich das Bewußtsein seiner Ohnmacht wie der Unsterblichkeit: Das Herz krampft sich zusammen, verdoppelt sich, wird lebendiger; dann

fließen die lieblichen Tränen der Lust, und die Liebe ist da!

Beobachtet einen jungen Menschen von dreizehn Jahren; er liebt seinen Freund wie er seine Geliebte mit zwanzig Jahren lieben wird. Erst später entsteht die Selbstsucht. Mit vierzig liebt er sein Vermögen und mit sechzig nur noch sich selbst. Aber täuscht Euch nicht über das eine: Wenn er weint, so tut er es aus Verdruß; er wird durch Unannehmlichkeiten betrübt und die Einsamkeit lastet schwer auf ihm. Man sagt, die sanften Erregungen der Liebe, die verräterischen Pfeile Cupidos seien mit Gift getränkt, aber man gefällt sich in dem Schmerz der Liebe und will nicht von ihm geheilt werden. Hat man einmal ihre Erregungen, den Rausch der Liebe gekostet, so fürchtet man die entsetzliche Einsamkeit des Herzens, die Leere des Gefühls.

Man heilt die Mühsal des reifen Alters durch Zerstreuungen, wollt ihr auch die Qual der Liebe heilen? Trauriger Arzt, waffne dich mit Mut, du vernichtest nur die Unschuld. Wenn du Gefühl hast, so wirst du spüren, wie die Erde sich öffnet.

PHILOSOPHISCHE AUFSÄTZE

ÜBER DAS GLÜCK.*)

Die literarischen Gesellschaften sollten immer nur von der Liebe zur Wahrheit und zu den Menschen beseelt sein, aber es gibt keine Wahrheit, wo aus Pflicht die Vorurteile herrschen. Es gibt keine Menschen, wo die Könige Herrscher sind. Es gibt nur Sklaven als Unterdrücker, die niedriger sind als unterdrückte Sklaven. Das erklärt, weshalb die literarischen Gesellschaften zu allen Zeiten das betrübende Schauspiel der Koterie und der verwerflichsten Schmeichelei geboten haben. Das erklärt ferner, warum die wirklich nützlichen Wissenschaften, wie die Moral und Politik, in der Vergessenheit geschmachtet haben oder in dem Labyrinth der Dunkelheit geblieben sind. Sie haben indessen in den letzten Zeiten rasche Fortschritte gemacht. Man verdankt sie einigen kühnen Männern, die von ihrem Genie getrieben, sich weder vor dem Zorn des Despoten noch vor den Gefängnissen der Bastillen fürchteten. Diese Lichtstrahlen haben die Atmosphäre erhellt und die öffentliche Meinung erleuchtet, die, stolz auf ihre Rechte, den Zauber zerstörte, von dem die Nationen seit Jahrhunderten ergriffen waren. So wurde Renaud der Tugend und sich selbst wiedergegeben, als ihm eine mutige Hand freundschaftlich den Schild reichte, auf dem seine Pflichten und

*) Geschrieben zu Ajaccio, im November und Dezember 1790 auf Grund einer Preisarbeit der Akademie von Lyon.

seine Gleichgültigkeit eingegraben waren. Womit können die unsterblichen Werke dieser Männer besser verglichen werden, als mit dem göttlichen Schilde Tassos? Die Freiheit, die wir nach einem energischen Kampfe von 20 Monaten erworben haben, wird stets den Franzosen, ihrer Philosophie und ihrer Wissenschaft zum Ruhme gereichen.

Unter solchen Umständen stellt die Akademie in Lyon die Aufgabe, die Wahrheiten und die Gefühle zu bestimmen, deren Angewöhnung für das Glück der Menschen am wichtigsten ist. Diese Frage ist würdig der Überlegung des freien Mannes und zugleich rühmlich für die Weisen, die sie in Vorschlag gebracht haben. Keine andere entspräche in höherem Maße den Zielen des Begründers.

Berühmter Raynal, im Laufe eines Lebens, das durch die Vorurteile und die Großen, die du entlarvt hast, beunruhigt wurde, zeigtest du dich immer standhaft und unerschütterlich in deinem Eifer für die leidende und unterdrückte Menschheit. Mögest du heute unter dem Beifall eines ungeheuren Volkes, das von dir zur Freiheit aufgerufen, dir huldigt, die Bemühungen eines eifrigen Schülers begünstigen, den du einst in seinen Versuchen ermutigt hast. Die Frage, die ich aufwerfen will, ist deiner würdig. Aber ohne daß ich mich ihr völlig gewachsen fühle, habe ich mir doch vertrauensvoll gesagt: auch ich bin ein Maler.

Es ist notwendig, zuvor unsere Gedanken über das Glück zu bestimmen.

Der Mensch ist geboren, um glücklich zu werden. Als aufgeklärte Mutter hat ihm die Natur alle Organe verliehen, die dem Zwecke seiner Schöpfung ähnlich

sind. Glück ist also nur der Genuß des Lebens, der am meisten seinem Organismus entspricht. Menschen aus allen Himmelsstrichen, Menschen aller Religionen, sollte es unter euch Leute geben, die durch das Vorurteil ihrer Dogmen verhindert werden, die offenbare Wahrheit dieses Prinzips zu erkennen? Nun wohl, sie mögen ihre Rechte auf ihre Herzen legen, ihre Linke auf ihre Augen, sich auf sich selbst besinnen und guten Glaubens sein und dann sagen, ob sie nicht genau so denken wie ich.

Man muß also auf eine Weise leben, die unserem Organismus entspricht oder man kann nicht glücklich sein.

Unser tierischer Organismus hat unbedingt notwendige Bedürfnisse: Essen, Schlafen, Zeugen. Nahrung, eine Hütte, Kleider, eine Frau sind also unbedingt notwendig zum Glück.

Unser Intellekt hat nicht minder dringende Bedürfnisse, deren Befriedigung bei weitem wertvoller ist. In ihrer vollständigen Entwicklung besteht erst das wahre Glück. Fühlen und Denken bildet die eigentliche Aufgabe des Menschen. Darauf beruhen seine Ansprüche auf Überlegenheit, die er sich erworben hat und sich stets bewahren wird.

Das Gefühl empört uns gegen den Zwang und macht uns zu Freunden des Guten und Gerechten, zugleich zu Feinden der Bedrücker und der Bösen.

Auf dem Gefühl beruht das Gewissen, und daraus entwickelt sich die Moral. Unglücklich ist der, für den diese Wahrheiten nicht erwiesen sind. Er kennt vom Leben nur die Widerwärtigkeiten; er kennt von den Vergnügungen nur den Sinnesgenuß.

Urteilen heißt vergleichen. Die Vollendung entsteht aus der Überlegung wie die Frucht vom Baume kommt. Die Vernunft muß als ständiger Richter unserer Handlungen ihnen immer zur Regel dienen. Die Augen der Vernunft schützen den Menschen vor dem Abgrunde der Leidenschaften, ebenso wie seine Beschlüsse das Gefühl seiner Rechte verändern. Das Gefühl läßt die Gesellschaft entstehen, die Vernunft hält sie aufrecht.

Man muß also essen, schlafen, zeugen, fühlen, denken um als Mensch zu leben, und das alles ist auch notwendig, um glücklich zu werden.

Von allen Gesetzgebern, welche die Achtung ihrer Mitbürger zu ihrem Amte berufen hat, scheinen keine stärker von diesen Wahrheiten durchdrungen zu sein, als Lykurg und Paoli; trotzdem sind sie auf sehr verschiedenen Wegen dazu gelangt, diesen Wahrheiten in ihrer Gesetzgebung Wirkung zu verschaffen.

Die Lacedämonier hatten reichliche Nahrung, bequeme Kleidung und Häuser, kräftige Frauen; sie berieten in ihren Gesellschaften; sie waren frei in ihrer Regierung. Sie freuten sich ihrer Kraft; ihrer Gewandtheit, der Achtung ihrer Landsleute und des Gedeihens ihres Vaterlandes. Daran fand ihr Gefühl seine Befriedigung. Sie konnten mit ihren Frauen zärtlich werden und Freude empfinden bei den wechselnden Ausblicken, die das schöne Griechenland bot. Indessen bildete die Kraft der Tugend die eigentlich Basis ihres Gefühls. Im Mut und in der Kraft besteht die Tugend. Die Energie ist das Leben der Seele und zugleich die hauptsächlichste Triebfeder der Vernunft.

Der Spartaner war in erster Reihe stark und mutig. Der starke Mann ist gut, nur der schwache ist boshaft. Der

Spartaner lebte also auf eine seinem Organismus entsprechende Weise; er war glücklich.

Aber alles dies ist nur ein Traum. An den Ufern des Eurotas lebt heute der dreischwänzige Pascha, und der Reisende zieht sich entsetzt über dieses schreckliche Schauspiel zurück, und kommt dahin, einen Augenblick an der Güte des Schöpfers zu zweifeln. Aber um die Menschen zum Glücke zu bringen, müssen sie in ihren Mitteln glücklich sein? Bis zu welchem Grade soll man ihnen die Liebe und die Möglichkeit zur Freiheit gewähren?

Da man fühlen muß, um glücklich zu sein, welches sind die Gefühle, die man den Menschen einflößen muß?

Welches sind die Wahrheiten, die man ihnen auseinandersetzen muß? Urteilen, sagt ihr, ist zum Glück durchaus notwendig.

* *
*

Mit seiner Geburt erwirbt der Mensch Rechte auf die zu seiner Erhaltung notwendigen Früchte der Erde.

Nach den Torheiten der Jugend kommt das Erwachen der Leidenschaften. Man wählt nach dem Spielgefährten die Schicksalsgefährtin. Der starke Arm des Mannes ruft ebenso wie seine Bedürfnisse nach Arbeit. Er blickt umher und sieht, wie das Land, das unter einige wenige verteilt ist, nur dem Luxus und dem Überflusse dient. Er fragt sich, welches die Rechte dieser Leute sind. Warum ist der Nichtstuer alles und der arbeitende Mensch fast nichts? Warum haben sie mir, der eine Frau, einen Vater und eine steinalte Mutter zu ernähren hat, nichts hinterlassen? Der Betreffende läuft zu dem Beamten, der sein

Vertrauen hat und setzt ihm seine Zweifel auseinander. Mensch, sagt ihm der Priester, denke niemals über die Existenz der Menschen nach. Gott lenkt alles. Überlasse dich der Vorsehung; dieses Leben ist nur eine Reise, alles geschieht hier nach einer Gerechtigkeit, deren Beschlüsse wir nicht ergründen können. Glaube, gehorche, denke niemals nach, sondern arbeite, das sind deine Pflichten!

Ein stolzer Geist, ein empfindliches Herz und natürliche Vernunft können sich mit einer solchen Antworr nicht zufrieden geben. Unser Mann geht mit seinem Zweifel und seiner Ungewißheit weiter, er kommt zu dem gescheitesten Manne des Landes, einem Notar: „Weiser Mann," sagt er ihm, „man hat sich in die Güter des Landes geteilt, aber man hat mir nichts davon gegeben." Der weise Mann lacht über seine Einfalt, führt ihn in seine Registratur und zeigt ihm dort durch Aktenstücke, Kontrakte, Testamente, die völlige Gesetzlichkeit der Teilungen, über die er sich beklagt. „Wie, das sind die Anspruchszettel dieser Herren?" ruft er entrüstet; „meine Ansprüche sind heiliger, unbestreitbarer, universeller. Sie erneuern sich mit jedem Atemzuge mit meinem Blut, sind auf meinen Nerven geschrieben und wohnen in meinem Herzen; es handelt sich um die Notwendigkeit meiner Existenz und besonders um mein Glück." Am Schluß dieser Worte ergreift er die Aktenbündel und wirft sie ins Feuer.

Bald genug hat er den mächtigen Arm der Justiz zu fürchten. Er flüchtet sich in seine Hütte, und wirft sich in größter Bewegung auf den erstarrten Körper seines Vaters Dieser esle Greis, der vom Alter blind und kontrakt geworden ist, scheint nur deshalb zu leben, weil ihn der Tod vergessen hat. „Vater, du hast mir das Le-

ben geschenkt, und damit eine lebhafte Begierde nach Glück. Nun wohl, Vater, Räuber haben alles genommen, ich habe nur noch meine Arme, weil sie mir die nicht nehmen konnten; somit bin ich zur ständigen Arbeit verurteilt und muß als niedriger Sklave leben. In der Sonne des Augusts wie beim Januarschnee wird Euer Sohn deshalb niemals Ruhe finden, andere werden das ernten, was ich mit dem Schweiße meiner Stirn und langjähriger Arbeit gesäet habe. Und wenn ich wenigstens noch alles leisten könnte! Ich muß eine ganze Familie ernähren und kleiden, für Heizung und Wohnung sorgen. Schließlich wird es uns an Brot fehlen, mein Herz droht jeden Augenblick zu brechen, mein Gefühl muß darüber stumpf werden und mein Haus in Verfall geraten. Vater, ich werde stumpfsinnig, vielleicht sogar böse werden. Mein Leben wird unglücklich sein. Bin ich Elender denn dazu geboren?“ „Mein Sohn,“ antwortet ihm der ehrwürdige Greis, „der heilige Charakter der Natur hat sich dir mit aller Schärfe offenbart, erhalte ihn dir um glücklich und kräftig zu leben, aber höre aufmerksam auf das, was zwanzig Jahre der Erfahrung mich gelehrt haben. Mein Sohn, ich habe dich in meinen Armen aufgezogen und schützend über deine jungen Jahren gewacht und heute, wo dein Herz zu klopfen beginnt, sind deine Adern zweifellos an die Arbeit gewöhnt, aber an eine mäßige Arbeit, die den Körper frisch macht, das Gefühl wachhält und die Eindildungskraft zähmt. Mein Sohn hat dirs gefehlt? Deine Kleidung ist grob, deine Wohnung bäuerisch, deine Nahrung ganz einfach. Aber noch einmal hast du nichts begehrt? Deine Gefühle sind rein wie deine Eindrücke, wie du selbst. Du brauchtest ein Weib, mein Sohn, du hast es gewählt. Meine Erfahrung

hat dir bei dem Entschluß deines jungen Herzens geholfen. Mein Freund, worüber beklagst du dich. Du fürchtest die Zukunft, handle immer, wie du bisher getan hast, und du hast sie nie zu fürchten. Wenn ich zu den gänzlich besitzlosen, elenden Menschen zählte, so hätte ich von früh auf deinen Körper an die Sklaverei gewöhnt und aus dir das erste deiner Lasttiere gemacht. Von dem Joch der Gewohnheit gebeugt, hättest du ruhig und apathisch fortgelebt, zufrieden in deiner Unwissenheit. Du wärest nicht glücklich geworden, mein Sohn, aber du hättest bei deinem Tode nicht gewußt, ob du gelebt hast. Denn wie du selbst bemerkt hast, muß man, um wirklich zu leben, empfenden und denken, ohne von physichen Bedürfnissen erdrückt zu werden. Ja lieber, junger Freund, diese Nachricht möge dich ermutigen und trösten, beruhige dich, diese Felder, diese Hütte, diese Tiere, gehören uns. Ich wollte dich darüber in Unkenntnis lassen: Es ist so schön, aufzusteigen und so hart zu fallen. Dein Vater wird bald nicht mehr sein, er hat genug gelebt, er hat die wahren Freuden gekannt und kennt noch die größte unter allen, da er dich an seine Brust drückt."

„Höre nur auf das eine: Du hast eine glühende Seele, aber denke an deine Arbeit, an deine Frau, dieses Geschenk der Liebe, und an deine Kinder. Alles das ist wie geschaffen, die Leere in deiner Seele auszufüllen. Hüte dich aber vor der Sucht nach Reichtum. Die Reichtümer haben keinen Einfluß auf das Glück, höchstens, daß von ihnen die Befriedigung der notwendigen physischen Bedürfnisse abhängt. Du besitzt, was du brauchst und zugleich bist du an Arbeit gewöhnt. Du bist der reichste in der Gegend; halte also deine Einbildungskraft am Zügel.

Zwischen einer glühenden Seele und einer ungezügelten Einbildung steht die Vernunft in der Mitte.

Sind die Reichen glücklich? Sie können es sein, mein Sohn, aber nicht in höherem Maße als du. Selten sind sie es in der Tat. Das Glück findet sich am häufigsten in deinem Stande, weil er Vernunft und Gefühl befriedigt. Der Stand der Reichen ist die Herrschaft der entfesselten Einbildung, der Eitelkeit, der Genußsucht, der Launen und der Phantasie. Beneide ihn niemals, und wenn man dir alle Schätze dieses Landes anböte, mein einziger Freund, so wirf sie weit von dir, sofern du sie nicht mit deinen Mitbürgern teilen willst. Aber mein Sohn, dieser Kampf, der Kraft und Großmut erfordert, geziemt nur einem Gott ... Sei du ein Mensch, aber sei es wirklich. Lebe als Herr deiner selbst. Ohne Beherrschung keine Tugend und kein Glück."

Das sind die beiden bekannten Enden der sozialen Kette. Ja, meine Herren, ich bin ganz damit einverstanden, daß am einen Ende der reiche Mann steht, aber am andern soll deshalb nicht der elende sein. Vielmehr soll da der kleine Besitzer, der kleine Kaufmann oder der geschickte Handwerker stehen, der bei mäßiger Arbeit imstande ist, seiner Familie Kleidung, Nahrung und Wohnung zu verschaffen.

Sie werden demnach nicht dem Gesetzgeber empfehlen, ein bürgerliches Gesetz gut zu heißen, nach dem wenige alles besitzen können. Er muß das politische Problem so lösen, daß auch der geringste noch etwas habe. Deshalb stellt er nicht die allgemeine Gleichheit auf, denn die beiden Extreme sind so weit ause nander, die Spannung zwischen ihnen ist so groß, daß in dem Zwischenraum Platz für Ungleichheit ist. In der Hütte, wie im

Palast, bei den in Felle Gehüllten wie bei den mit Lyoner Spitzen Bedeckten, an der frugalen Tafel eines Cincinnatus, wie bei Vitellius kann der Mensch glücklich sein. Aber diese Hütte, diese bescheidene Tafel, diese Felle muß der Arme unbedingt haben. Welchen Einfluß hat der Gesetzgeber darauf? Wie soll er sein politisches Problem lösen, damit auch der Geringste noch etwas habe?

Anmerkung: Wir brechen hier die etwas langatmig und schwülstig gehaltene Arbeit ab, die in ihrem ersten Teile in einen begeisterten Hymnus auf Paoli ausklingt. Bonaparte hat übrigens den von dem Abbé Raynal gestifteten Preis nicht erhalten. Er fiel einem gewissen Danou zu. Talleyrand zeigte eines Tages das Manuskript Napoleon, um ihm eine Schmeichelei zu erweisen. Der Kaiser warf das Heft ins Feuer mit den Worten: „Das ist eine Schülerarbeit." (O' Meara.)

ÜBER DIE LIEBE.

Des Mazis :„Wie mein Herr, ich soll Ihnen sagen, was die Liebe sei? Sind Sie denn anders beschaffen als alle Menschen?“

Bonaparte: „Ich verlange nicht von Ihnen eine Erklärung der Liebe; ich bin einst verliebt gewesen, und habe genügend Erinnerungen daran behalten. Somit brauche ich keine metaphysischen Erklärungen, die doch nur die Dinge verdunkeln. Ich denke gar nicht daran, ihre Existenz zu bestreiten. Ich halte sie aber für gefährlich für die Gesellschaft und für das Einzelglück des Menschen, überhaupt glaube ich, daß die Liebe mehr Unglück anrichtet und daß es eine Wohltat einer gütigen Vorsehung wäre, wenn man uns und die Welt von ihr befreite.“

Des Mazis: „Wie? Die Liebe schädlich für die Gesellschaft? Sie, die die ganze Natur belebt, die Quelle jeder schöpferischen Tätigkeit und jeden Glückes ist? Schaffen Sie die Liebe ab, mein Herr, und Sie vernichten unsere Existenz.“

Bonaparte: „Sie geraten unnötig in Wallung. Die Leidenschaft reißt Sie fort, erkennen Sie doch bitte, daß ich Ihr Freund bin; betrachten Sie mich nicht mit Entrüstung, und antworten Sie mir lieber, warum ich Sie, seit Sie unter der Herrschaft dieser Leidenschaft stehen, nicht mehr in der Gesellschaft sehe, die Sie früher besuchten.

Warum vernachlässigen Sie Ihre Verwandten und Freunde. Ihre Tage sind völlig mit einer eintönigen und einsamen Promenade ausgefüllt, bis der Abend kommt, wo Sie Adelaide sehen dürfen."

Des Mazis: „Aber was soll ich eigentlich mit Ihren Beschäftigungen und Ihrer Gesellschaft? Was tue ich mit einer unverdaulichen Wissenschaft, was gehen mich Dinge an, die vor 1000 Jahren passiert sind? Welchen Einfluß kann ich auf den Lauf der Gestirne gewinnen? Was interessieren mich der Kleinkram und die kindischen Auseinandersetzungen der Menschen? Es gab allerdings eine Zeit, wo ich mich damit abgab. Was hatte ich damals besseres zu tun? Ich mußte mich auf irgendeine Weise der drohenden Langeweile entziehen, aber glauben Sie mir, daß ich in meinem Zimmer die Leere des Herzens sehr wohl verspürte. Manchmal war wohl mein Geist befriedigt, nicht aber die Gefühle. O Gott, ich habe nur vegetiert, solange ich nicht liebte. Jetzt im Gegenteil, sobald die Morgenröte mich meinem Schlummer entreißt, brauche ich mir nicht mehr zu sagen, warum scheint heute die Sonne für mich? O, nein, der erste Strahl des Lichts zeigt mir meine teure Adelaide im Morgengewand, ich sehe, wie sie an mich denkt und mir zulächelt. Gestern abend hat sie mir noch die Hand gedrückt, sie seufzte, unsere Blicke begegneten sich. Wie verstanden sie es, der Ausdruck unserer Gefühle zu sein. Dann betrachte ich ein Bild, daß mich in Entzücken versetzt. Hundertmal stelle ich es hin, um es wieder in die Hand zu nehmen. Der Spaziergang, der Ihnen eintönig erscheint, o, nein, auf der ganzen Welt gibt es nichts Amüsanteres. Zuerst überschlage ich in Gedanken alles, was sie mir gesagt hat. Ich lese von neuem

das Billett, das sie mir geschrieben hat und denke an den neuen Brief, der meine Liebe voll abspiegeln soll. Ich schreibe ihn hundertmal um. Meine Einbildungskraft steigt, und schon sehe ich mich am Ziel meiner Wünsche; ich empfinde schmerzlich, daß ich keine Reichtümer habe, die ich ihr dabringen könnte. Selbst nach einer Krone trage ich jetzt Begierden. Stellen Sie sich mein Entzücken vor, sie ihren Eltern anbieten zu können und die Freude, die sie ihr selbst verursachen würde. Alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, ist heilig in meinen Augen. Ein andermal denke ich an die Hochzeit, die uns bald vereinigen soll, sogar an die Geschenke, die ich ihr machen will. Mein Herz erweitert sich, wenn ich an etwas denke, das ihr Freude macht, und zugleich meine Liebe beweist. Sehen Sie das Schloß, wo wir unsere künftigen Tage zubringen werden, die dunklen Hecken, die lachenden Wiesen, die entzückenden Gartenanlagen. Ich empfinde ausschließlich die Freude, Tag für Tag an ihrer Seite zu sein. Aber bald soll sie mir ein Pfand unserer Liebe geben. Sie machen sich darüber lustig, ich verabscheue Sie!"

Bonaparte: „Ich lache über diese große Tätigkeit, die Sie völlig in Anspruch nimmt und noch mehr belustigt mich das Feuer, mit dem Sie mir das alles mitteilen. Was für eine denkwürdige Krankheit hat Sie ergriffen? Ich merke schon, daß die Vernunft, die ich zu Hilfe rufen will, keinen Eindruck machen wird, und daß in Ihrem gegenwärtigen Wahnsinn Sie Ihr Ohr der Stimme der Vernunft verschließen, ja sie völlig mißachten werden. Erinnern Sie sich daran, daß Sie kein kühles Temperament haben und daß meine Freundschaft Sie immer zu Ihren Pflichten zurückgerufen hat. Er-

innern Sie sich auch, daß ich mich immer als Ihr würdiger Freund bewährt habe. Ich müßte Ihnen hier eigentlich alles aufzählen, was Sie mir gegenüber verpflichtet und wie ich Ihnen oft Beweise meiner freundschaftlichen Gefühle gegeben habe, denn ich bin schwerlich gegen Beleidigungen geschützt, die Sie mir im Wahnsinn zufügen könnten. Ihr Zustand gleicht nämlich dem eines Kranken, der nur die Chimäre sieht, die ihn verfolgt, und weder etwas von seiner Krankheit noch von der verlorenen Gesundheit weiß. Ich werde mich also nicht ins Zeug legen, wenn Ihre Vergnügungen eines Mannes würdig sind. Ich will glauben, daß dieses Geschlecht, das die Welt durch seine Kraft, seinen Fleiß, seinen Geist und alle anderen natürlichen Fähigkeiten beherrscht, sein höchstes Glück darin findet, in den Ketten einer weichen Leidenschaft zu schmachten und sich unter die Gesetze eines Wesens zu beugen, das ihm an Verstand und an Kraft nachsteht. Ich will Ihnen glauben, daß die Erinnerung an Ihre Adelaide, ihr Bild, ihre Unterhaltung Sie tatsächlich für Annehmlichkeiten Ihrer früheren Tätigkeit und des gesellschaftlichen Umganges entschädigen. Aber wünschen Sie nicht stets das Ende dieses Zustandes und will Ihre unersättliche Einbildung nicht erhalten, was Adelaides Tugend Ihnen nicht bewilligen kann? Meine kalte Ruhe ist, wie ich sehe, kaum geeignet, die schwere Last zu schildern, die einen Liebhaber bei dem geringsten Unfall ständig bedroht. Was wird denn aus Ihnen, wenn Adelaide sich nur auf vierzehn Tage entfernt? Welche Unruhe haben Sie auszustehen, wenn ein anderer sich um die Gunst des Mädchens bemüht, die, wie Sie glauben, Ihnen allein gehört. Oder wenn die Mutter sich beunruhigt fühlt durch die allzuhäufigen Besuche, die das

Gerede boshafter Leute hervorrufen. Schließlich gibt es noch tausend andere Dinge, die einen Liebhaber stark in Bestürzung setzen. Oft verbringen Sie die Nächte ohne Schlaf, die Mahlzeiten ohne Appetit. Auf keinem Fleck der Erde läßt sich Ihre Unruhe zügeln. Ihr Blut ist in Wallung. Sie laufen mit großen Schritten und wirrem Blick. Armer Ritter, ist das das wahre Glück? Heute freilich werden Sie in der Ekstase eines Händedrucks das höchste Glück verspüren; aber morgen werden Sie in einer entgegengesetzten Stimmung Ihre Schwäche unerträglich finden. Da haben Sie Ihre wirkliche Lage. Gerät das Vaterland in Gefahr, was täten Sie? Müßte man — aber wozu taugen Sie überhaupt? Soll man das Glück der Menschen einem Kinde anvertrauen, das ohne Unterbrechen weint und sich bei jeder Bewegung einer anderen Person erfreut oder beunruhigt? Wird man das Staatsgeheimnis einem willenlosen Menschen anvertrauen?"

Des Mazis: „Lauter große Redensarten ohne Sinn, was geht mich Euer Staat und seine Geheimnisse an? In der Tat, Sie sind heute völlig unverständlich, nie zuvor haben Sie so schlecht diskutiert."

Bonaparte: „O mein Herr, was kümmert Sie Staat, Mitbürger, Gesellschaft? Das sind die Folgen einer verweichlichten Natur, die sich ganz dem Genuß hingegeben hat. Auf Ihren Pfaden gibt es keine Kraft und keine Tugend. Sie strebten einst nur der Tugend nach, und heute ist das Gute Ihnen bereits völlig gleichgültig. Was ist denn das für ein verwerfliches Gefühl, das an die Stelle Ihrer Tugendliebe getreten ist? Sie sollen nur noch unbekannt im Schatten Ihrer Bäume leben? Welch eine tiefe Philosophie! Wie sehr hasse ich diese Leiden-

schaft, die eine so große Wandlung hervorgebracht hat. Sie denken nicht daran, daß Sie ganz zum Egoisten werden. Alles ist Ihnen gleichgültig, die Meinung der Menschen, die Achtung Ihrer Freunde, die Liebe Ihrer Eltern. Alles das wird von Ihrer Schwäche unterjocht. Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß und was schert Euch dann die Not des Vaterlandes, die schlechte Meinung Ihrer Freunde. Eine körperliche Berührung — aber ich will Sie nicht in Zorn versetzen. Ich glaube es gern, die Liebe bringt unvergleichliche Freuden mit sich und vielleicht Leiden, die noch größer sind, aber gleichviel, betrachten wir die Folgen für die Gesellschaft.

Es ist richtig, daß wir dazu da sind, glücklich zu werden. Es ist das oberste Gesetz, das die Natur uns eingepflanzt hat. Auf dieser Basis gründet sich unser ganzes Verhalten. Wer also ein Urteil besitzt über das, was ihm am besten frommt, hat das Recht, über seinen Körper wie seine Neigungen zu disponieren. Aber diese Unabhängigkeit steht in direktem Widerspruch mit der Tatsache, daß wir durch die Gesellschaft zu Sklaven geworden sind. Mit unserem Zustande mußten wir unsere Ansichten ändern. An die Stelle des Gefühls mußten Vorurteile treten. Das ist die Basis aller sozialen Einrichtungen. Man mußte den Menschen von Geburt an entwickeln, um ein völlig neues Geschöpf aus ihm zu machen. Glauben Sie denn, daß ohne diese Veränderung sich so viele Menschen durch eine kleine Gruppe großer Herren niederdrücken lassen würden und daß Menschen, die nichts zu essen haben, glänzende Paläste respektierten? Die Kraft ist das Gesetz der Tiere, die Überzeugung das der Menschen. Sei es um die Angriffe stärkerer Tiere zurückzuweisen, oder um sich nicht jedes Mal aufs neue

schlagen zu müssen, schuf man die Eigentumsgesetze, und im Namen aller erhielt jeder die Versicherung seines Ackerbesitzes. Diese Übereinkunft bestand nur zwischen wenigen. Man brauchte also Behörden, um die Angriffe der Nachbarn zurückzuweisen, oder um die getroffenen Vereinbarungen auszuführen.

Die Obrigkeit verspürte die Freude des Befehlens; aber die Gewandtesten im Volke erhoben Widerspruch. Man gewann sie und beteiligte sie bei den ehrgeizigen Plänen. Auf diese Weise wurde das Volk unterjocht. Sie sehen, wie die Ungleichheit sich jetzt rasch verbreitet. Von der regierenden Klasse hebt sich nunmehr die regierte ab. Die Religion kommt auf, um die Armen und Besitzlosen zu trösten. Sie macht sie aber für immer zu Sklaven. Der Mensch sollte sich nicht mehr nach der Stimme des Gewissens richten. Nein, man fürchtete, ein Gefühl, das man auf jede Weise unterdrücken wollte, könnte die Oberhand gewinnen. Es gab also einen Gott. Er regierte die Welt und alles geschah durch seinen Willen. Er hatte geschriebene Gesetze, und es begann das Reich der Priester, das voraussichtlich nie aufhören wird.

Es besteht also die traurige Wahrheit, daß der Mensch herabgestiegen ist. Deshalb kann man aber nicht bestreiten, daß der Gesellschaftszustand gesetzlich ist. Die Menschheit hat ihn ganz einfach stillschweigend gebilligt. Sie sind zwanzig Jahre alt, mein Herr, Sie haben zu wählen, entweder verzichten Sie auf Rang und Vermögen und verlassen eine Welt, die Sie verabscheuen, oder sie schreiben sich in die Bürgerliste, um sich ihren Gesetzen zu unterwerfen. Sie genießen die Vorteile des Gesellschaftskontraktes, wollen Sie ungerecht werden gegen alle anderen Klauseln? Da Sie ein anständiger

Mensch sind, ist darüber kein Zweifel gestattet. Sie müssen sich also einem Staate verpflichtet fühlen, der Ihnen so viel Lebensgenuß verschafft und Ihnen zugleich die Möglichkeit zu einem günstigen Gebrauch Ihrer Vorteile gewährt. Sie müssen das Volk, an dessen Spitze Sie stehen, glücklich machen und die Gesellschaft, die Sie an einen vorteilhaften Platz gestellt hat, zum Gedeihen bringen. Um das ausführen zu können, müssen Sie, immer von der Vernunft geleitet, voller Gerechtigkeit alle Ansprüche der Menschen abwägen, denen Sie verpflichtet sind. Zu diesem Behufe müssen Sie bereit sein, alles für den Staat zu leisten. Sie müssen Soldat werden, Geschäftsmann, sogar Höfling, wenn es das Interesse des Volkes und der Nation verlangt. Wie süß wird Ihre Belohnung sein! Mißtrauen Sie der Verleumdung und der Eifersucht. Trotzen Sie sogar der Zeit, selbst Ihre morschen Glieder werden nur noch ein unvollkommenes Abbild sein dessen, was sie einst gewesen und dennoch werden alle die Ihnen nahen, Sie mit Ehrfurcht begrüßen. Der eine wird in seiner Hütte von den Wohltaten, die Sie ihm erwiesen haben, erzählen, der andere wird von bösen Komplotten berichten und sagen: „Wäre er mir nicht zu Hilfe gekommen, so wäre ich das Opfer der Verbrecher geworden.“ Höre du endlich auf, deine hohe Seele und dein einst so stolzes Herz in diese enge Sphäre hinabzuziehen. Du zu den Füßen eines Weibes? Laß lieber die besiegten Verbrecher dir zu Füßen fallen. Du willst die Anstrengungen der Menschen verachten. Dein Ehrgefühl sollte lieber dieses Spottes Herr werden, so wirst du von deinesgleichen geachtet, von deinen Untertanen geliebt, sterben, beweint von deiner Umgebung und nach einem sanften Leben der Führer aller derer,

die dir nahe stehen und der Vater deiner Untertanen."

Des Mazis: „Ich kann Sie nicht verstehen! Wie könnte meine Liebe mich daran hindern, den Weg, den Sie mir vorzeichnen, zu verfolgen? Was für eine Vorstellung machen Sie sich denn von Adelaide?

Wenn es für die Erfüllung seiner Pflichten notwendig ist, die Unglücklichen zu unterstürzen, wenn es zur Tugend der Vaterlands- und Menschenliebe bedarf, ja der Gesellschaft, wer ist tugendhafter als sie? Glauben Sie, ich täte das Gute mit der Kälte eines Philosophen, wenn der Wille Adelaidens und der Wunsch, ihr zu gefallen, mein Leitstern sein wird? Nein, mein Herr, Sie sind nie verliebt gewesen."

Bonaparte: „Ich beklage Ihren Irrtum. Wie können Sie glauben, die Liebe sei der Weg zur Tugend? Sie hindert Sie überall. Seien Sie doch ehrlich. Seit diese verhängnisvolle Leidenschaft Ihre Ruhe gestört hat, haben Sie da je einen anderen Genuß als die Liebe gehabt? Sie werden sich also bei Gut oder Böse nach Ihrer Leidenschaft richten. Aber was sage ich? Sie und Ihre Leidenschaft sind eins. Solange sie währt, werden Sie nur für sie handeln. Sie haben zugegeben, daß ein Reicher die Pflicht hat, Gutes zu tun und die Armen aus ihrem Elend zu reißen; daß eine edle Abstammung verpflichtet, den Namen gegen Böswillige einzusetzen, und daß der Bürger sein Vaterland verteidigen und zu seinem Gedeihen beitragen muß. Werden Sie nicht da auch zugeben, daß ein guter Sohn verpflichtet ist, seinem Vater gegenüber die Früchte der Erziehung zu zeigen, seiner Mutter gegenüber, nein, Chevalier, ich schweige lieber, wenn ich Ihnen solche Selbstverständlichkeiten erst beweisen müßte."

ÜBER DEN SELBSTMORD.

(St. Helena, den 10. August 1820.)

Hat ein Mensch das Recht, sich das Leben zu nehmen? Gewiß, sobald sein Tod niemandem ein Unrecht zufügt und das Leben ein Übel für ihn ist.

Wann ist das Leben ein Übel für den Menschen? Sobald es ihm nur noch Qualen und Mühen bietet. Da aber beides in jedem Augenblicke wechselt, so gibt es keinen Augenblick, im Leben, wo der Mensch ein Recht auf Selbstmord hätte: Dieser Augenblick käme erst in seiner Todesstunde, denn erst dann hätte er den Beweis, daß sein Leben nur aus Unglück und Leiden bestand.

Es gibt keinen Menschen, der nicht öfters den Trieb sich zu töten verspürt hätte, erdrückt durch seine seelische Niedergeschlagenheit. Wenige Tage später aber hätte ihn die Tat geschmerzt, weil seine Seelenstimmung und seine Lage sich verändert hätten.

Ein Mensch, der sich etwa am Montag getötet hätte, würde am Sonnabend darauf am Leben bleiben wollen; indessen man tötet sich nur einmal, das menschliche Leben setzt sich aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen. Es muß also für ihn ein Unglück sein, wenn nicht für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so doch wenigstens für die beiden letzteren. Aber

wenn das Leben nur gegenwärtig ein Unglück ist, so opfert er mit dem Selbstmord seine Zukunft. Das Unglück eines Tages berechtigt ihn nicht, die Zukunft zu opfern. Nur ein Mensch, dessen Leben unglücklich ist, und der, was unmöglich ist, die Gewähr hätte, daß es sich in keiner Weise ändern würde, etwa durch neue Umstände, Gewöhnung und die bloße Zeit, der allein hätte das Recht sich das Leben zu nehmen. Ein Mensch, der unter dem Druck des gegenwärtigen Unglücks sich das Leben nimmt, begeht ein Unrecht an sich selbst. Er gehorcht aus Verzweiflung und Schwäche der Laune eines Augenblicks und opfert ihr seine ganze zukünftige Existenz.

Der Vergleich mit einem brandigen Arm, den man abschneidet, um den Körper zu retten, ist nicht gut. Wenn der Chirurg den Arm abschneidet, ist er sicher, daß sonst der Körper dem Tode verfallen wäre; das ist kein Gefühl, sondern absolute Gewißheit. Wenn sich hingegen ein Mensch aus Lebensüberdruß tötet, so endet er nicht nur seine Leiden, sondern zerstört zugleich seine Zukunft. Ein Mensch wird nie bereuen, daß er sich den Arm abnehmen läßt, aber er würde fast stets bereuen, daß er sich das Leben genommen hat.

ÜBER DIE FRAUEN.

Die Frauen haben nur Sinn für Vergnügen und Toilette.

Würde man nicht alt, so wollte ich keine Frau haben.

In den großen Krisen ist es die Aufgabe der Frauen, unser Mißgeschick zu mildern.

Als die berühmte Frau von Staël eines Tages inmitten eines großen Kreises an Napoleon die Frage richtete, wer in seinen Augen, unter den Toten oder Lebenden, wohl die bedeutendste Frau sei, sagte der Kaiser lächelnd: „Die Frau, die die meisten Kinder gekriegt hat."

Wir verstehen uns nicht auf die Frauen, wir Völker des Okzidents. Wir haben durch zu gute Behandlung an ihnen alles verdorben. Es war ein großer Fehler, daß wir sie uns beinahe gleichberechtigt gemacht haben. Die orientalischen Völker haben weit mehr Urteil und Verstand bewiesen, wenn sie die Frauen als persönliches Eigentum des Mannes erklärten. Tatsächlich hat sie die Natur zu unseren Sklaven gemacht, und nur unsere Verdrehtheit hat in ihnen den Anspruch erweckt, uns zu beherrschen. Sie haben gewisse Vorteile mißbraucht, um uns zu verführen und nach Wunsch zu leiten. Auf eine

Frau, die uns Gutes eingegeben hat, kommen noch immer hundert, die uns zu Dummheiten verleiten.

Die Grundsätze, die im Orient herrschen, verdienen allen Beifall. Die Polygamie ist in der Natur begründet. Die Frau ist dem Manne gegeben, um Kinder zu zeugen. Nun kann aber eine Frau allein für diesen Zweck dem Manne nicht genügen; sie kann nicht seine Frau sein, wenn sie schwanger ist, noch wenn sie nähren muß, noch wenn sie krank ist. Sie hört endlich auf, seine Frau zu sein, wenn sie ihm keine Kinder mehr schenken kann. Der Mann hingegen hat unter allen diesen Unzuträglichkeiten nicht zu leiden, weder die Natur noch das Alter wird ihm hinderlich. Es ist also nicht mehr als billig, daß er mehrere Frauen habe.

Und worüber beklagen sich die Frauen eigentlich? Haben wir ihnen nicht eine Seele zugesprochen, während doch gewisse Philosophen anderer Meinung waren? Sie beanspruchen völlige Gleichheit. Aber das ist ja Wahnsinn: Die Frau ist unser Eigentum, aber wir gehören nicht ihr. Sie schenkt uns Kinder, was der Mann nicht tut. Sie gehört also dem Manne, geradeso gut wie der Obstbaum dem Gärtner. Begeht der Mann eine Untreue gegen seine Frau, so möge er ein Geständnis machen und die Sache bereuen, dann bleibt keine Spur mehr davon. Die Frau ärgert sich, verzeiht oder söhnt sich aus; manchmal gewinnt sie noch dabei. Bei der Untreue der Frau steht es ganz anders: Sie mag sie immer eingestehen und bereuen. Wer garantiert dafür, daß die Sache keine Folgen hat? Das Unglück ist nicht wieder gut zu machen; überdies kann und darf sie es nie zugeben. Die Frauen täten also am besten, einzugestehen, daß sie nur aus Urteilslosigkeit, aus Mangel an Erziehung und unter dem

Einfluß allgemeiner Ideen sich in jeder Beziehung für gleichberechtigt mit dem Gatten halten. Übrigens liegt in der Verschiedenheit der Geschlechter nichts Entehrendes für die Frauen. Jedes Geschlecht hat Eigenschaften und Pflichten. Die Eigenschaften der Frauen sind Schönheit, Anmut und ein verführerisches Wesen, ihre Pflichten aber die Abhängigkeit und Unterwerfung.

HISTORISCHE AUFSÄTZE UND PROKLAMATIONEN

DAS SOUPER VON BEAUCAIRE.

Ich befand mich in Beaucaire am letzten Meßtage; durch Zufall hatte ich am Abend als Tischgenossen zwei Kaufleute aus Marseille, einen Herrn aus Nimes und einen Fabrikanten aus Montpellier. Nachdem wir uns ein wenig bekannt gemacht hatten, erfuhr man, daß ich aus Avignon stammte und Militair war. Hatten sich meine Tischgenossen die ganze Woche über mit dem Lauf der Geschäfte, bei denen Geld zu verdienen ist, getragen, so waren sie jetzt mit dem Ausgange der gegenwärtigen Ereignisse beschäftigt, von denen die Erhaltung ihres Vermögens abhing. Sie versuchten meine Meinung kennen zu lernen; sie wollten sie mit ihrer eigenen Ansicht vergleichen, diese eventuell berichtigen und sich ein ungefähres Bild von der Zukunft machen, die uns mehr oder weniger am Herzen lag. Die Marseiller bsonders waren noch am wenigsten angriffslustig. Die Räumung von Avignon machte sie in allem skeptisch, ihnen blieb nur eine große Sorge über ihre Zukunft. Gegenseitiges Vertrauen veranlaßte uns bald zur Aussprache und zwischen uns begann etwa die folgende Unterhaltung:

Der Nimeser: „Ist die Armee des General Carteaux stark? Man sagt, sie habe beim Angriff viele Soldaten eingebüßt; aber wenn sie zurückgetrieben worden ist, warum haben dann die Marseiller Avignon geräumt?“

Der Offizier: „Die Armee hatte 4000 Mann beim Angriff von Avignon, heute ist sie schon auf 6000 gestiegen, vor Ablauf von 4 Tagen wird sie auf 10 000 gebracht; sie ist nicht zurückgeschlagen worden, denn sie hat überhaupt keinen richtigen Angriff gemacht: sie hat in der Umgebung des Platzes operiert und versucht, die Tore mit Petarden zu nehmen; sie hat einige Kanonenschüsse abgegeben; dann hat sie sich ins Lager zurückziehen müssen, um den Angriff für die nächste Nacht zu kombinieren.

Die Marseiller waren 3000 Mann stark; sie hatten eine Artillerie, die zahlreicher war und ein größeres Kaliber hatte; trotzdem mußten sie über die Durance zurück. Das setzt sie in Staunen, aber nur ganz erprobte Truppen können die Wechselfälle einer Belagerung durchhalten.

Wir waren Herren des Rhonegebietes, von Villeneuve und des Landes; wir hätten alle ihre Verbindungen gestört. So mußten sie die Stadt aufgeben. Die Kavallerie hat sie auf ihrem Rückzug verfolgt; sie haben viele Gefangene gehabt und zwei Kanonen eingebüßt."

Der Marseiller: „Man hat uns anders berichtet. Ich will Ihre Darstellung nicht bestreiten, weil Sie anwesend sind; aber geben Sie zu, daß wir so nicht weiterkommen. Unsere Armee steht in Aix, drei tüchtige Generäle sind zum Ersatz der früheren eingetroffen; in Marseille hebt man neue Bataillone aus, wir haben einen neuen Artilleriepark und mehrere Vierundzwanzigpfünder. In wenigen Tagen gehört Avignon wieder uns, oder wenigstens bleiben wir Herren der Durance."

Der Offizier: „Das erzählt man auch nur, um Euch

in den Abgrund zu locken, der immer tiefer wird und vielleicht die schönste Stadt Frankreichs, die, welche sich um alle Patrioten am meisten verdient gemacht hat, verschlingen wird; aber man hat Euch auch eingeredet, daß Ihr durch Frankreich marschieren, die Republik leiten werdet, und Eure ersten Schritte sind Fehlschläge gewesen. Man hat Euch gesagt, Avignon könne lange gegen 20 000 Mann Widerstand leisten, und eine einzige Heeressäule ist ohne Kanonen in 24 Stunden Herrin der Stadt geworden. Der Süden soll sich erhoben haben, aber Ihr wart ganz allein; man hat Euch gesagt, die Nimeser Kavallerie werde die Allobrogen vernichten, und diese waren schon in Saint-Esprit und Villeneuve. Man hat Euch erzählt, 4000 Lyoner unterhandelten über den Vergleich.

Merkt doch endlich, daß man Euch täuscht, begreift die Torheit Eurer Demagogen und mißtraut ihren Aufstellungen.

Der schlimmste Ratgeber ist die Eigenliebe. Ihr seid von Natur lebhaft; man bringt Euch ins Verderben, indem man Eure Eitelkeit anstachelt, ein Mittel, das schon viele Völker vernichtet hat; Ihr habt beträchtliche Reichtümer und eine ansehnliche Bevölkerung, aber man übertreibt das Euch gegenüber. Ihr habt der Freiheit offenkundige Dienste geleistet. Man ruft sie Euch ins Gedächtnis, ohne darauf zu achten, daß der Genius der Republik damals mit Euch war und Euch heute verlassen hat.

Ihr sagt, Eure Armee sei in Aix mit einem großen Artillerietrain und guten Generälen. Nun gut! Wie sie auch operiere, sie wird geschlagen werden!

Ihr hattet 3600 Mann, mehr als die Hälfte hat sich ver-

laufen; Marseiller und einige Refugierte des Departements können Euch 4000 Mann stellen: Das ist viel. Ihr werdet also 5—6000 Mann haben, die aber keine Einheit bilden und militärisch nicht geschult sind.

Ihr habt gute Generäle. Ich kenne sie nicht, kann also ihre Fähigkeit nicht abstreiten. Jedenfalls werden sie durch Nebendinge abgelenkt und, ohne bei ihren Untergebenen die nötige Unterstützung zu finden, ihren militärischen Ruf schwerlich aufrecht erhalten können; sie brauchten nämlich mindestens zwei Monate, um das Heer auch nur einigermaßen zu organisieren, und bereits in vier Tagen wird Carteaux jenseits der Durance stehen. Und mit was für Soldaten!

Mir der ausgezeichneten leichten Truppe der Allobrogen, dem vorzüglichen burgundischen Kavallerieregiment, dem braven Bataillon der Côte d'Or, das hundertmal den Sieg an seine Fahnen geheftet hat, und sechs oder sieben anderen Korps; alles gediente Soldaten, die durch Erfolge an den Grenzen und über Euer Heer ermutigt sind.

Ihr habt Vierundzwanzigpfünder und Achtzehnpfünder und haltet Euch, der gewöhnlichen Meinung folgend, für unbezwinglich; aber die Leute vom Fach werden es Euch sagen und eine schlimme Erfahrung wird es bestätigen, daß auf dem flachen Lande gute Vier- und Achtpfünder ebensoviel leisten wie die großkalibrigen Kanonen und ihnen in vieler Hinsicht vorzuziehen sind. Ihr habt neu ausgehobene Kanoniere und Eure Gegner haben die Artillerie der Linienregimenter, die in ihrer Kunst die Meister Europas sind.

Was macht Euer Heer, wenn es sich in Aix zusammenzieht? Es ist verloren. Ein Grundsatz der Kriegskunst

lehrt, daß jedes Heer, das hinter seinen Verschanzungen bleibt, geschlagen wird. Die Erfahrung und die Theorie stimmen damit überein. Die Mauern von Aix sind nicht so viel wert wie die schlechteste Feldschanze, besonders wenn man ihre Ausdehnung und die Häuser berücksichtigt, die sie auf die Schußweite einer Pistole von außen umgeben. Seid also versichert, daß dieser angeblich beste Plan tatsächlich der schlechteste ist. Wie könnt Ihr übrigens die Stadt in so kurzer Zeit genügend verproviantieren?

Wird Euer Heer sich dem Feinde entgegenstellen? Es hat ja keine Kavallerie, ist in der Minderzahl und hat eine für das flache Land ungeeignete Artillerie; es würde durchbrochen und dann rettungslos vernichtet werden, denn die Kavallerie wird es hindern, sich wieder zu sammeln.

Denkt Ihr daran den Krieg auf das Marseiller Gebiet hinüberzuspielen. Dort ist eine starke Partei für die Republik, sie wird alle Anstrengungen machen, wird sich mit dem Feinde vereinigen und diese Stadt, das Handelszentrum der Levante, die Niederlage für den europäischen Süden, ist verloren . . . Erinnert Euch nur an das jüngste Beispiel von Lisle[1]) und an die barbarischen Gesetze des Krieges.

Aber welcher Schwindelgeist hat sich plötzlich Eures Volkes bemächtigt? Welche Verblendung reißt es ins Verderben? Wie könnt Ihr Euch anmaßen, der gesamten Republik Widerstand zu leisten? Wenn es Euch selbst gelänge, diese Armee zum Rückzug auf Avignon zu zwingen, so wird doch in kurzem ein Ersatzheer herankommen.

[1]) Bei Avignon. Lisle hatte der Armee Carteaux Widerstand geleistet und wurde am 26. Juli 1793 mit Sturm genommen.

Wird die Republik, die Europa ihre Gesetze diktiert, sich etwa von Marseille befehligen lassen?

Ihr wart mit Bordeaux, Lyon, Montpellier, Nimes, Grenoble, dem Jura- und Euregebiet, mit Calrados vereinigt und habt euch erhoben; Ihr hattet damals Aussicht auf Erfolg. Eure Rädelsführer konnten schlechte Absichten haben, jedenfalls bildetet Ihr eine imposante Streitmacht. Heute im Gegenteil haben Lyon, Nimes, Montpellier, Bordeaux, der Jura, die Eure, Grenoble, Caen die Verfassung angenommen und Avignon, Tarascon, Arles haben nachgegeben: Gebt zu, daß jetzt Eure Hartnäckigkeit an Wahnsinn grenzt. Ihr seid durch Personen beeinflußt, die Euch in ihren Ruin mit hinabziehen, weil sie selbst nichts mehr zu verlieren haben.

Eure Armee wird aus den wohlhabendsten und reichsten Leuten der Stadt bestehen, denn die Sansculotten könnten sich gar zu leicht gegen Euch selbst wenden. Ihr setzt also die Elite eurer Jugend, die gewohnt ist, die Wege des Mittelmeerhandels aufrecht zu erhalten, eine Jugend, die Euch durch ihre Sparsamkeit und ihren Unternehmungsgeist bereichert, aufs Spiel gegen bewährte Soldaten, die sich hundertmal mit dem Blute des wütenden Aristokraten oder des grimmigen Preußen gefärbt haben.

Laßt die armen Länder bis zum letzten Atemzuge kämpfen. Der Bewohner des Vivarais, der Cevennen, Korsikas wird sich ohne Furcht vor dem Ausgange in den Kampf stürzen. Gewinnt er, so hat er sein Ziel erreicht; verliert er, so kann er ebensogut wie vorher Frieden schließen. Aber Ihr! . . . Verliert nur eine Schlacht und Ihr büßt die Frucht von tausendjährigen Anstrengungen, Ersparnissen und Glück mit einem Male ein.

Das sind aber die Gefahren, in die Ihr Euch mit so viel Unüberlegtheit stürzt."

Der Marseiller: „Sie sind rasch und erschrecken mich; ich will ohne weiteres zugeben, daß unsere Lage kritisch ist; vielleicht denkt man tatsächlich nicht ganz an die Position, in der wir uns befinden, aber Sie müssen doch zugeben, daß wir noch außerordentliche Hilfsmittel in Reserve haben.

Sie haben mich davon überzeugt, daß wir in Aix keinen Widerstand leisten können; Ihre Angabe, daß es uns an Proviant fehlen würde, trifft doch nur für eine lange Belagerung zu, aber meinen Sie wirklich, die Provence werde lange kaltblütig der Belagerung von Aix zusehen? Sie wird sich vielmehr wie ein Mann erheben und Eure Armee wird, von allen Seiten umzingelt, froh sein, wenn sie den Weg zurück über die Durance findet."

Der Offizier: „Wie schlecht Sie den Geist der Menschen und des Augenblicks verstehen. Überall gibt es zwei Parteien. Im Augenblick, wo Ihr belagert werdet, wird die Sektionspartei überall die Oberhand haben; das Beispiel von Tarascon, von Saint-Remy d'Orgon, von Arles muß Sie davon überzeugen: 20 Dragoner haben ausgereicht, um die frühere Verwaltung wieder herzustellen und die nueen Herren fortgejagen. Von jetzt an ist Eurem Departement jeder Aufstand zu Euren Gunsten völlig ausgeschlossen; das konnte höchstens geschehen, als das Heer noch jenseits der Durance stand und Ihr einig waret . . . In Toulon sind die Meinungen sehr geteilt und die Sektionspartei hat dort keineswegs dieselbe Überlegenheit, wie in Marseille; sie muß also in den Mauern der Stadt bleiben, um ihre Gegner im Zaum

zu halten ... Im Departement Basses-Alpes hat sogar die Mehrheit die Konstitution angenommen."

Der Marseiller: „Wir werden Carteaux in unseren Bergen angreifen, wo ihm seine Kavallerie nichts nützt."

Der Offizier: „Meint Ihr eine Armee, die eine Stadt beschützt, ist imstande, den Angriffspunkt zu wählen; übrigens ist es unrichtig, daß Marseille in seiner Umgebung Berge habe, die jeden Kavallerieangriff unmöglich machen. Eure Hügel sind allenfalls steil genug, um den Artilleriedienst gefährlicher zu machen und Euren Feinden einen großen Vorteil zu geben. Denn in einer kupierten Gegend hat der gute Artillerist durch die Schnelligkeit der Bewegungen, durch Genauigkeit und richtige Abschätzung die Überlegenheit."

Der Marseiller: „Sie meinen also, wir sind ohne Hilfe? Kann diese Stadt, die den Römern widerstand und seine Gesetze zum Teil unter den Despoten, die ihnen folgten, behielt, die Beute einiger Räuber werden? Wie? Der Allobroyer soll, mit dem Raub von Lisle beladen, in Marseille Gesetze diktieren! Wie! Ein Dubois de Crancé und ein Albitte sollten keine Gegner finden! Diese blutbefleckten Männer, die unselige Umstände ans Ruder gebracht haben, sollten unumschränkte Herren werden! Welche traurigen Perspektiven eröffnen Sie mir da! Man würde unser Eigentum unter verschiedenen Vorwänden beschlagnahmen. In jedem Augenblick würden wir die Opfer jener räuberischen Soldateska werden. Man würde unsere besten Bürger einsperren und töten. Der Klub würde das fürchterliche Haupt erheben, um seine teuflischen Pläne auszuführen! Der Gedanke

ist entsetzlich und es ist wahrlich besser, den Versuch zu machen, zu siegen, als rettungslos ein Opfer zu werden."

Der Offizier: „Das ist eben der Bürgerkrieg. Man zerfleischt sich, verabscheut und tötet sich, ohne sich überhaupt zu kennen ... Was sind denn die Allobrogen? Natürlich Afrikaner, oder Einwohner von Sibirien? Nein, es sind Eure Landsleute, Provinzalen, Leute, von der Dauphinee, Savoyarden; man hält sie für Barbaren, weil ihr Name fremdartig klingt. Wenn man unsere Truppe die phocäische Abteilung nennen würde, könnte man jede Fabel auf ihre Rechnung setzen.

Es stimmt, Ihr habt mich an die Affäre von Lisle erinnert, ich will sie nicht rechtfertigen, aber erklären. Die Lisler haben den Trompeter, den man ihnen geschickt hatte, getötet; sie haben hoffnungslos Widerstand geleistet, und ihre Stadt ist im Sturm genommen worden. Der Soldat ist mitten unter dem Feuer und den Toten hereingekommen, man hat die Bevölkerung nicht im Zaum halten können und die Erbitterung hat das übrige getan.

Dubois de Crancé und Albitte sind als ständige Volksfreunde nie von der geraden Linie abgewichen und nur in den Augen der Schlechten Verbrecher. Aber waren nicht auch der brave Condorcet, Brissot, Barbaroux „Verbrecher"? Die Edlen werden immer bei den schlechten Charakteren in üblem Rufe stehen. Ihr glaubt, daß sie ohne jede Schonung gegen Euch vorgehen, und im Gegenteil behandeln sie Euch wie Kinder, die auf abschüssige Wege geraten sind. Glaubt Ihr, sie hätten sonst Marseille die in Beaucaire aufgestapelten Waren fortschaffen lassen? Sie konnten sie bis zum Ausgang des Krieges mit Beschlag belegen, sie haben es nicht ge-

tan, und Ihr dankt es ihnen, wenn Ihr in aller Ruhe heimkehren könnt.

Ihr nennt Carteaux einen Mörder. Nun, wißt, daß gerade dieser General sich außerordentlich um Ordnung und Disziplin bemüht. Er hat einen Sergeanten eingesperrt, der Hausfriedensbruch an einem Bürger, welcher einen Soldaten aus Eurer Armee verborgen hielt, verübt hat. Für den General war er schuldig, weil er ohne Befehl und besonderen Auftrag in eine Privatwohnung eingedrungen war. Man hat Leute aus Avignon bestraft, weil sie ein Haus als Aristokratenwohnung bezeichneten. Man macht einem Soldaten den Prozeß wegen Diebstahls. Hingegen hat Eure Armee mehr als dreißig Menschen getötet, gemordet, die Zufluchtsstätte der Familie verletzt, die Gefängnisse mit Bürgern vollgepfropft und das alles unter dem vagen Vorwand, es seien Räuber. Habt nur keine Furcht vor unserem Heer; es achtet Marseille und weiß, daß keine Stadt der öffentlichen Sache so große Opfer gebracht hat. Ihr habt 18 000 Mann an der Grenze und habt Euch nicht in allen Punkten gemäßigt. Schüttelt deshalb das Joch der Handvoll Aristokraten ab, die Euch leiten, nehmt gesunde Grundsätze an, und Ihr werdet keine wahreren Freunde haben als sie."

Der Marseiller: „Ah! Eure Armee! Die ist seit 1789 sehr entartet. Das Heer von 1789 wollte nicht die Waffen gegen die Nation ergreifen; Euer Heer sollte ihnen nacheifern und nicht gegen Bürger kämpfen."

Der Offizier: „Mit solchen Grundsätzen hätte die Vendée heute das weiße Banner auf der wieder errichteten Bastille aufgepflanzt und das Lager von Jalès würde in Marseille herrschen."

Der Marseiller: „Die Vendée will einen König haben; sie will die ausgesprochene Gegenrevolution; der Vendée-Krieg, der Krieg von Jalès ist im Geiste des Fanatismus und Despotismus; wir führen Krieg im Namen der wahren Republik, als Freunde des Volkes und der Ordnung, als Feinde der Anarchie und Verbrecher. Haben wir nicht als Banner die Trikolore? Was für ein Interesse hätten wir an der Sklaverei?"

Der Offizier: „Ich weiß sehr gut, daß die Marseiller treffs der Konterrevolution andere Meinungen vertreten als die Vendéer. Das Volk der Vendée ist kräftig und gesund, das von Marseille dagegen schwach und krank, es hat Honig nötig, um die Pille hinunterzuschlucken; um hier der neuen Lehre Geltung zu verschaffen, muß man versuchen, es zu täuschen. Seit den vier Revolutionsjahren, nach so viel Intrigen, Komplotten, Verschwörungen hat sich die menschliche Verworfenheit unter den verschiedensten Gesichtern gezeigt und die Menschen haben ihren natürlichen Takt entwickelt. Das ist so rivhtig, daß trotz des Bündnisses der Departements, trotz der Geschicklichkeit der Führer und der Menge von Hilfsmitteln, über die alle Feinde der Revolution verfügen, das Volk überall in dem Augenblicke erwacht ist, wo man glaubte, es völlig bezaubert zu haben.

Ihr habt, sagt Ihr, die Trikolore? Paoli hat sie auch in Korsika aufgepflanzt, um Zeit zu gewinnen, das Volk zu täuschen, die wahren Freiheitsfreunde zu vernichten und um seine Landsleute in seine ehrgeizigen und verbrecherischen Pläne zu verwickeln. Er pflanzte die Trikolore auf, ließ aber gegen die Gebäude der Republik schießen, ließ unsere Truppen aus den Festungen weg-

jagen, entwaffnete alle Abteilungen, die er überraschen konnte. Er brachte Truppen zusammen, um die Garnison von der Insel zu verjagen, plünderte die Magazine, verkaufte alles, was sich darin befand, für billiges Geld, um die Mittel für seine Revolte zu gewinnen; er plünderte und beschlagnahmte die Güter der wohlhabendsten Familien, weil sie der einheitlichen Republik zugetan waren, ließ sich zum Generalissimus machen und erklärte, alle Männer, die in unserem Heere bleiben würden, für Vaterlandsfeinde. Er hatte vorher die Expedition nach Sardinien zum Scheitern gebracht. Bei alledem besaß er die Frechheit, sich den Freund Frankreichs und einen trefflichen Republikaner zu nennen. Und bei alledem täuschte er den Konvent, der seinen Antrag auf Absetzung einbrachte. Er verfuhr so geschickt, daß nach seiner Entlarvung durch seine eigenen in Calvi aufgefundenen Briefe, keine Zeit mehr übrig blieb, denn schon unterbrachen die feindlichen Flotten alle Verbindungen.

Man darf sich nicht mehr an Worte halten, man muß die Handlungen prüfen. Ihr müßt zugeben, daß, wenn man Eure Taten abschätzt, man ohne Schwierigkeit beweisen kann, daß Ihr Gegen-Revolutionäre seid.

Welche Wirkung hat Eure Bewegung in der Republik hervorgebracht? Ihr habt sie fast in den Abgrund gestürzt; Ihr habt die Operationen unserer Heere gehemmt; ich weiß nicht, ob Ihr von Spanien oder Österreich bezahlt werdet, aber diese Mächte könnten sich keine vorteilhafteren Spaltungen wünschen. Was könntet Ihr noch mehr tun, wenn Ihr es wäret? Eure Erfolge sind Gegenstand des größten Interesses der waschechten

Aristokratie; Ihr habt an die Spitze Eurer Sektionen und Eurer Heere anerkannte Aristokraten gestellt, einen Latourette, ehemals Oberst, einen Sonis, ehemals Oberstleutnant des Genies; beide haben beim Kriegsausbruch das Heer verlassen, um nicht für die Freiheit des Volkes kämpfen zu müssen.

Eure Bataillone stecken voll solcher Leute und sie würden nicht gemeinsame Sache mit Euch machen, wenn es sich um die Freiheit der Republik handelte."

Der Versailler: „Aber Brissot, Barbaroux, Condorcet, Buzot, Vergniand, Guadet usw., sind das vielleicht auch Aristokraten? Wer hat denn die Republik gegründet? Wer den Tyrannen gestürzt? Wer endlich das Vaterland in seiner gefährlichen Lage bei dem letzten Feldzuge unterstützt?"

Der Offizier: „Ich will nicht untersuchen, ob diese vielfach verdienten Männer wirklich gegen ihn konspiriert haben. Mir genügt zu wissen, daß, nachdem der Berg aus republikanischem oder aus Parteigeist die äußersten Maßregeln gegen sie ergriffen, ihre Einsperrung beschlossen und, ich will Euch das zugeben, sie verleumdet hatte, die Anhänger Brissots verloren waren, ohne einen Bürgerkrieg, der es ihnen ermöglichte, gegen ihre Feinde das Gesetz anzuwenden. Für die ist also Euer Krieg von dem größten Nutzen gewesen.

Hätten sie ihren früheren gewonnenen Ruf verdient, sie hätten die Waffen angesichts der Verfassung niedergelegt und ihr Interesse der öffentlichen Wohlfahrt geopfert. Aber es ist freilich leichter, Decius zu zitieren als ihn nachzuahmen. Sie haben sich heute des schwersten unter allen Verbrechen schuldig gemacht und durch ihre Haltung den Beschluß gegen sie gerechtfertigt. Mit

dem Blute, das sie vergossen haben, haben sie ihre wirklichen Dienste ausgelöscht."

Der Fabrikant von Montpellier: „Sie haben die Sache unter dem für diese Herren günstigsten Gesichtspunkte dargestellt, denn es scheint erwiesen, daß die Anhänger Brissots in der Tat schuldig waren; aber schuldig oder nicht, wo man sich für Personen schlug.

Englang hat Ströme von Blut vergossen für die Familien Lancaster und York; Frankreich für das Haus Lothringen und die Bourbonen. Sollten wir noch in so barbarischen Zeiten zu leben?"

Der Nimeser: „Übrigens haben wir die Marseiller aufgegeben, als wir merkten, daß sie die Gegenrevolution wollten und daß sie sich wegen privater Streitigkeiten schlugen. Die Maske ist gefallen, als sie sich weigerten, die Verfassung zu veröffentlichen, damals haben wir dem Berge einige Unregelmäßigkeiten nachgesehen. Wir haben Rabaut und seine Jeremiaden vergessen, um nur das Entstehen der Republik zu fördern, die von der schrecklichsten Koalition bedroht war und Gefahr lief, schon in der Wiege unterdrückt zu werden; wir hatten nur die Siegesfreude der Aristokraten und Europas im Auge."

Der Marseiller: „Ihr habt uns feige im Stich gelassen, nachdem Ihr uns durch vorübergehende Deputationen aufgestachelt habt."

Der Nimeser: „Wir hatten den besten Glauben, aber Ihr wart verschlagen wie ein Fuchs; wir wollten die Republik und haben statt dessen eine republikanische Verfassung annehmen müssen. Ihr wart mit dem Berge und mit der Tagung vom 31. Mai unzufrieden, Ihr mußtet also die Verfassung annehmen, um sie wieder zu verabschieden und ihre Mission beenden."

Der Marseiller: „Wir wollen ebenfalls die Republik, aber wir wollen, daß unsere gesetzgebende Macht aus Vertretern bestehe, die frei sind in ihren Entschließungen. Wir wollen die Freiheit, aber Repräsentanten, die wir achten, sollen sie uns geben; wir wollen nicht, daß unsere Gesetzgebung die Plünderung und Anarchie beschütze. Unsere erste Bedingung ist: Kein Klub, keine der zahlreichen Urwähler-Verasmmlungen, Achtung vor dem Eigentum."

Der Fabrikant von Montpellier: „Für jeden Denkenden ist es handgreiflich, daß ein Teil von Marseille zur Gegenrevolution gehört; man behauptet, die Republik zu wollen, aber diese Maske ist mit jedem Tage durchsichtiger geworden; man hat Euch daran gewöhnt, die Gegenrevolution schließlich ganz nackt zu sehen; der Schleier, der sie verhüllte, war nur erst aus Gaze; Euer Volk war gut, aber mit der Zeit hätte man die Massen verdorben, wäre nicht der rechtsame Genius der Revolution dazwischen getreten.

Unsere Truppen haben sich um das Vaterland verdient gemacht, als sie mit solcher Energie gegen Euch die Waffen ergriffen; Ihr seid nicht die Nation, deshalb durften sie nicht dem Beispiel des Heeres von 1789 folgen. Das Zentrum der Einheit ist der Konvent, er ist der wahre Herrscher, besonders wenn das Volk sich spaltet.

Ihr habt alle Gesetze und sittlichen Normen gebrochen; wer gab Euch das Recht, Euer Departement aufzulösen. Hatte Marseille es etwa geschaffen?

Mit welchem Recht hat die Truppe Eurer Stadt die Distrikte durchzogen? Mit welchem Recht wollten Eure Nationalgarden in Avignon einziehen? Dieser Distrikt war der erste verfassungsmäßige Körper nach

Auflösung des Departements. Mit welchem Recht wolltet Ihr das Dròme-Gebiet verletzen, und warum verweigertet Ihr dem Departement das Recht, die Staatsgewalt zu seiner Verteidigung heranzuziehen? Ihr habt also alle Rechte durcheinander gebracht; die Anarchie eingerichtet, und da Ihr Eure Operationen auf dem Recht des Stärkeren begründet, so seid Ihr einfach Räuber und Anarchisten.

Ihr habt ein Volkstribunal geschaffen. Marseille allein hat es ernannt, es widerspricht allen Gesetzen; es kann nur ein Blutgericht sein, da es nur eine Partei vertritt; mit Gewalt habt Ihr das ganze Departement diesem Gericht unterworfen. Mit welchem Recht? Ihr usurpiert also dieselbe Autorität, welche Ihr ungerechterweise Paris zum Vorwurf macht.

Euer Sektionskomitee hat Verbindungen gut geheißen. Das ist eine den Klubs ähnliche Organisation und gegen sie protestiert Ihr. Euer Komitee hat über die Gemeinden von Var sich eine Oberregierung angemaßt; damit verleugnet Ihr die Einteilung in Distrikte.

Ihr habt in Avignon ohne Mandat, ohne Beschlußfassung, ohne Untersuchung Magistratspersonen in Haft gesetzt. Ihr habt die Zufluchtsstätte der Familien verletzt, die Freiheit des Individuums mit Füßen getreten. Ihr habt kaltblütig auf öffentlichen Plätzen gemordet; Ihr habt die grausamsten Szenen erneuert, die die Anfänge der Revolution befleckt hatten, ohne jede Information, ohne Prozeß, ohne Eure Opfer überhaupt zu kennen, allein auf Denunziation ihrer Feinde. Ihr habt sie ergriffen, von ihren Kindern weggerissen, in den Straßen geschleift und mit Säbelhieben getötet; man berechnet die Zahl derer, die auf diese Weise durch Euch

zugrunde gegangen sind, auf dreißig. Ihr habt die Statue der Freiheit in den Schmutz gezogen und sie öffentlich gestürzt; eine zügellose Jugend hat sie auf jede Weise geschändet. Ihr habt sie, das könnt Ihr nicht leugnen, mit Säbelhieben zerfleischt. In der Mittagsstunde waren mehr als zweihundert Personen bei dieser Profanierung zugegen; der Zug ging durch mehrere Straßen und kam zum Horloge Platz, zog durch die Rue Epicière etc. Ich bin mit meinen Rückblicken und mit meiner Entrüstung zu Ende. Ist das die Republik, die Ihr Euch wünscht? Ihr habt den Marsch unserer Heere gehemmt, indem Ihr die die Proviantwagen aufhieltet. Wie könnt Ihr Euch gegen so augenscheinliche Tatsachen noch wehren und Euch vor dem Vorwurf der Vaterlandsfeindschaft schützen?"

Der Offizier: „Es ist bewiesen, daß die Marseiller unsere Armeen in ihren Bewegungen gestört haben und darauf ausgingen, die Freiheit zu vernichten, aber darum handelt es sich hier gar nicht; es handelt sich darum, zu wissen, auf was sie hoffen und welche Entschließung ihnen noch bleibt."

Der Marseiller: „Wir haben freilich weniger Hilfsmittel als ich glaubte, aber man ist sehr stark, wenn man entschlossen ist, zu sterben und wir wollen lieber in den Tod gehen, als uns wieder unter das Joch der Regierenden beugen. Ihr wißt, daß ein Ertrinkender sich an jeden Zweig anklammert; so werden wir statt uns morden zu lassen lieber . . . Ja, wir haben alle an dieser neuen Revolution Anteil gehabt und aus Rache würden wir alle geopfert werden. Vor zwei Monaten bestand eine Verschwörung zur Ermordung von viertausend unserer besten Bürger, urteilt, welche Exzesse man da erst heute verüben

würde; man wird jenes Scheusal, das eins der bedeutendsten Klubmitglieder war, nie vergessen. Er ließ einen Bürger an der Laterne aufhängen, plünderte sein Haus und mißbrauchte seine Frau, die er vorher das Blut ihres Gatten hatte trinken lassen."

Der Offizier: „Was für Abscheulichkeiten! Aber ist das alles wahr? Ich bin mißtrauisch, denn wie Sie wissen, glaubt man heute nicht mehr an eine Schändung."

Der Marseiller: „Ehe wir uns solchen Leuten unterwerfen, werden wir einen Verzweiflungskampf kämpfen, wir werden uns mit den Feinden verbünden, die Spanier ins Land rufen. Es gibt kein Volk in der Welt, dessen Charakter weniger mit dem unsrigen übereinstimmt, keins, das uns verhaßter ist. Macht Euch also aus dem Opfer, das wir bringen wollen, ein Bild von dem Charakter der Menschen, die wir fürchten."

Der Offizier: „Ihr wollt Euch den Spaniern in die Arme werfen? Wir werden Euch keine Zeit dazu lassen."

Der Marseiller: „Man signalisiert sie täglich vor unsere Häfen."

Der Nimeser: „Mir genügt diese Drohung, um zu erkennen, ob die Föderierten oder der Berg auf Seiten der Republik stehen. Der Berg ist einen Augenblick im Nachteil gewesen, die Erregung schien allgemein. Hat er aber jemals daran gedacht, den Feind zu Hilfe zu rufen? Wißt Ihr nicht, daß in Europa die Patrioten und die Despoten um Tot und Leben kämpfen? Wenn Ihr also von dieser Seite auf Hilfe rechnet, so müssen Eure Rädelsführer guten Grund haben, auf herzlichen Empfang rechnen zu können, aber ich denke von Eurem

Volke, noch zu gut, um zu glauben, daß Ihr in Marseille stark genug seid, um so feige Pläne ausführen zu können."

Der Offizier: „Glaubt Ihr damit der Republik großen Schaden zufügen zu können, und meint Ihr, Eure Drohung erschrecke? Rechnen wir nach:

Die Spanier haben keine Landungstruppen, ihre Schiffe können nicht in Euren Hafen: Wenn Ihr die Spanier herbeiruft, so könnten Eure Rädelsführer vielleicht einen Teil ihrer Habe retten; aber die Entrüstung wäre allgemein. Binnen acht Tagen hättet Ihr 60 000 Mann auf dem Hals, die Spanier würden aus Marseille forttragen, was sie können; für die Sieger bliebe gleichwohl noch genug übrig.

Wenn die Spanier 30 oder 40 000 Mann auf ihrer Flotte zur Ausschiffung bereit hätten, so würde uns Eure Drohung erschrecken können; aber heute ist sie nur lächerlich, sie richtet Marseille nur noch rascher zugrunde."

Der Fabrikant von Montpellier: „Wäret Ihr einer solchen Nichtswürdigkeit fähig, so müßte man in Eurer prächtigen Stadt keinen Stein auf dem andern lassen. Käme dann nach einem Monate ein Reisender nach Marseille und sähe nur die Trümmer, so müßte er glauben, es sei schon hundert Jahre zerstört."

Der Offizier: „Glaubt mir, Marseiller, schüttelt das Joch der kleinen Zahl von Verbrechern ab, die Euch zur Gegenrevolution verleiten. Stellt die verfassungsmäßigen Behörden wieder her; nehmt die Verfassung an; gebt den Volksvertretern die Freiheit wieder; sie mögen nach Paris gehen und für Euch sprechen; Ihr seid verführt worden, wie das einem Volke oft durch eine kleine Anzahl von Verschwörern und Intriganten geschieht. Zu allen Zeiten haben Leichtfertigkeit und Unwissenheit

der Menge den Anstoß zu den meisten Bürgerkriegen gegeben."

Der Marseiller: „Gut, mein Herr, aber wer wird Ordnung schaffen? Die Flüchtlinge, die von allen Seiten aus dem Departement herzuströmen? Sie müssen wie die Verzweifelten handeln. Soll das Heil von der Regierung kommen? Sind sie denn nicht in derselben Lage? Oder von dem Volke? Ein Teil kennt seine Lage nicht, weil er verblendet und fanatisiert ist; der andere Teil ist entwaffnet, verdächtig, gedemütigt; ich sehe also mit tiefer Betrübnis Unglück ohne Hilfe."

Der Offizier: „Jetzt seid Ihr endlich vernünftig; warum sollte sich nicht ein großer Teil Eurer Mitbürger der sich in guter Absicht hat täuschen lassen, ähnlich umstimmen lassen? Dann wird Albitte, der nichts besseres wünscht, als das französische Blut zu schonen, Euch einen loyalen und geschickten Mann senden, und die Armee wird, ohne zu zögern, unter den Mauern von Perpignan vor dem Spanier, den einige Erfolge übermütig gemacht haben, die Carmagnole tanzen.

Marseille wird dann immer der Mittelpunkt der Freiheit bleiben, und man wird nur einige Blätter aus seiner Geschichte herausreißen müssen."

Diese glückliche Prophezeihung brachte uns wieder in Laune; der Marseiller spendete frohen Mutes mehrere Flaschen Champagner, die alle Angst und Besorgnisse zerstreuten. Wir gingen um zwei Uhr morgens schlafen und verabredeten uns auf den nächsten Vormittag; der Marseiller wollte noch einige Zweifel vorbringen, während ich ihm noch wichtige Wahrheiten zu sagen hatte.

29. Juli 1793.

ABRISS DER GESCHICHTE KORSIKAS.

Lange haben die Araber aus Afrika über Korsika geherrscht. Das Wappen dieses Königreichs ist noch heute der Kopf eines Mauren mit einer Binde über den Augen und auf weißem Grunde. Die Korsikaner zeichneten sich in der Schlacht von Ostia aus, in der die Sarazenen geschlagen und gezwungen wurden, auf ihre römischen Pläne zu verzichten. Es gibt Historiker, die der Ansicht sind, daß Leo II. ihnen damals dieses Wappen als Lohn für ihre Tapferkeit verliehen habe.

Korsika soll einen Teil der Schenkungen Konstantins und Karls des Großen gebildet haben; sicherer ist, daß es zum Erbe der Gräfin Mathilde gehörte. Die Colonna in Rom behaupten, daß im neunten Jahrhundert einer ihrer Vorfahren Korsika den Sarazanen abgenommen und sich zum König der Insel gemacht habe. Die Colonna von Itria und Cinerca sind von den römischen Colonna und den Genealogen von Versailles anerkannt worden; gleichwohl ist die Souveränität eines Zweiges der Colonna auf Korsika fraglich. Fest steht in jedem Falle, daß Korsika als zwölftes Königreich in Europa anerkannt wurde, ein Titel, auf den die Inselbewohner sehr stolz waren, und auf den sie niemals verzichten wollten. Auf diesen Titel hin haben die Dogen von Genua die Königskrone getragen. In Zeiten, wo sie sich am meisten für ihre Freiheit begei-

sterten, versöhnten sie diese entgegengesetzten Ideen, indem sie die heilige Jungfrau für ihre Königin erklärten. Spuren hiervon findet man noch in den Beratungen mehrerer Consulten, z. B. derer, die im Kloster von Vinsolasca abgehalten wurden.

Wie in ganz Italien wurde auch in Korsika das Feudalsystem eingeführt. Jede Stadt erhielt ihren Herrn, aber die Befreiung der Gemeinden ging der entsprechenden allgemeinen Bewegung in Italien im elften Jahrhundert um fünfzig Jahre voraus. Noch heute sieht man auf steilen Felsen die Ruinen von Schlössern, die nach der Tradition während der Kriege der Gemeinden im 12., 13., 14. und 15. Jahrhundert die Zuflucht der Herren gebildet haben sollen. Liamone und besonders die Provinz Rocca waren vom größten Einflusse auf die Geschicke der Inseln. Aber im 16., 17. und 18. Jahrhundert hatten die Flecken (pieve), die Landgemeinden hießen oder auch Castagnichien, den Vorrang in den Consulten (Versammlungen) der Nation.

Pisa war die Stadt auf dem Kontinent, die Korsika zunächst lag; sie leitete zuerst ihren Handel, legte Niederlagen an, dehnte unmerkbar ihren Einfluß aus und unterwarf sich schließlich die ganze Insel. Seine Regierung war maßvoll und paßte sich den Wünschen und Ansichten der Inselbewohner an, die Pisa eifrig in den Kriegen gegen Florenz unterstützten. Die ungeheure Macht Pisas endete in der Schlacht von Maloria. Auf seinen Trümmern erhob sich die Macht Genuas, auf das Korsikas Handel nunmehr überging. Es war eine sich immer steigernde Unglücksepoche. Der Senat von Genua, der die Liebe der Einwohner nicht zu gewinnen wußte, gab sich alle Mühe, sie zu schwächen, sie uneinig

zu machen und in Armut und Unwissenheit zu erhalten. Es gibt wenig Beispiele einer gleich starken Abneigung und Feindschaft wie die, die zwischen den Korsikanern und Genuesen herrschte.

Obgleich Frankreich so nahe an Korsika grenzte, hat es doch nie Ansprüche auf die Insel erhoben. Man hat behauptet, daß Karl Martel einen seiner Feldherrn nach Korsika geschickt habe, um die Sarazenen zu bekämpfen; das ist aber höchst unwahrscheinlich. Erst Heinrich II. hat ein Heer hingeschickt unter dem Befehl des Marschalls von Thermes, des berühmten San-Pietro Ornano und eines Ursin; sie blieben aber nur wenige Jahre auf der Insel. Der alte Andreas Doria hat mit 85 Jahren die Insel für sein Vaterland zurückerobert.

Spanien, das in mehrere Königreiche zerfiel, und ausschließlich mit dem Kriege gegen die Mauren beschäftigt war, richtete seine Blicke erst spät auf Korsika, aber es wurde durch seine sizilischen Kriege wieder abgezogen. Die Ortschaften der Landgemeinden, Rostino, Ampugnani, Orezza, und Penta erhoben sich zuerst gegen das genuesische Regiment; die anderen Ortschaften der Castagnichia und unmerklich alle anderen Provinzen der Insel folgten ihrem Beispiel. Dieser Krieg, der im Jahre 1729 anfing, ging 1769 durch die Vereinigung Korsikas mit der französischen Monarchie zu Ende; der Kampf hat 40 Jahre gedauert. Die Genueser haben Schweizer Truppen ausgehoben und mehrfach die Hilfe der Großmächte in Anspruch genommen, indem sie Hilfstruppen besoldeten. So hat der deutsche Kaiser zuerst dem Baron Wachtendorf und später den Prinzen von Württemberg nach Korsika geschickt. Ludwig XV.

schickte den Grafen von Boissieux und später den Marschall von Maillebois dorthin. Die Genueser und Schweizer Heere erlitten Niederlagen; Wachtendorf und Boissieux wurden geschlagen; der Prinz von Württemberg und Maillebois erhielten Verstärkungen und unterwarfen das Land. Aber unter der Asche glomm das Feuer weiter, und sofort nach ihrem Abmarsch begann der Krieg von neuem mit größerer Erbitterung. Der alte Giafferi, der Kaplan Orticone, ein geschmeidiger und beredter Mann, Hyacinth Paoli, Cianoldi, Gaforio, standen nacheinander an der Spitze dieser Unternehmungen, die sie mit mehr oder weniger Erfolg leiteten. Man muß ihnen ehrliche Gesinnung und den eifrigsten Patriotismus nachrühmen. Die Regierung des Landes lag bei einem Senat, der aus den Abgeordneten der Ortschaften bestand. Er entschied über Krieg und Frieden, beschloß die Steuerauflagen und die militärischen Aushebungen. Es gab keine besoldete Truppe, aber alle waffentragenden Bürger wurden in jeder Kommune auf drei Stammrollen eingetragen. Auf den Aufruf des Generals gingen sie gegen den Feind. Die Waffen, die Munitionen und die Verpflegung gingen auf Rechnung jedes einzelnen. Bei allen Ratsversammlungen (Consulten), und es gab oft jährlich mehrere, veröffentlichten die Korsikaner Manifeste, in denen sie ihre alten und neuen Beschwerden gegen ihre Unterdrücker klarstellten. Sie wollten Europa für ihre Sache interessieren und zugleich den Patriotismus im Lande wachrufen. Mehrere dieser Manifeste, von Orticone abgefaßt, sind voller Energie und Logik und von den edelsten Gefühlen beseelt.

Man hat falsche Vorstellungen von dem König Theodor. Der Baron von Neuhoff war Westfale. Er lan-

dete in Aleria mit 4 Transportschiffen, die mit Gewehren, Pulver, Stiefeln usw. beladen waren. Die Kosten hatten Privatleute und holländische Spekulanten bezahlt. Diese unerwartete Hilfe, die in einem Augenblicke kam, wo alles entmutigt war, schien vom Himmel herabzusteigen. Die Führer riefen den deutschen Baron zum König aus und stellten ihn dem Volke als einen mächtigen Fürsten von Europa vor. der Bürge sei für die starke Hilfe, die sie noch erhalten würden. Dieses Mittel hatte den erwarteten Erfolg; es wirkte 18 Monate auf die Masse, dann war es abgebracht, und der Baron von Neuhoff mußte wieder auf den Kontinent zurück. Er erschien noch mehrmals mit wichtigen Hilfstruppen, die er dem Hofe von Sardinien und dem Bey von Tunis verdankte, auf der Insel. Dies ist eine merkwürdige Episode aus dem interessanten Krieg, und zeigt, wie verschiedenartig die Hilfsmittel der leitenden Männer in diesem Lande waren.

1754 wurde Pascal Paoli oberster Beamter und General von Korsika. Als Sohn Hyacinth Paolis in Neapel erzogen, war er Kapitän im Dienst des Königs Don Carlos. Die Ortschaft von Rostino ernannte ihn zu ihrem Deputierten in der Consulta von Alesani. Seine Familie war sehr beliebt. Er war groß, jung, schön gewachsen, sehr unterrichtet und beredt. Die Ratsversammlung spaltete sich in zwei Teile: die eine rief ihn zum Chef und General aus; es war die Partei der wärmsten Patrioten, die jedes Kompromiß von sich wiesen. Die gemäßigte Partei stellte ihm als Kandidaten Matras, den Deputierten von Fiumorbo, entgegen. Es kam zum Kampfe zwischen den beiden Parteien. Paoli wurde geschlagen und mußte sich in das Kloster von Alesani

einschließen. Seine Sache schien verloren; sein Nebenbuhler umzingelte das Kloster. Sobald aber die Nachricht hiervon in die einzelnen Ortschaften kam, flammte das Feuer auf allen Bergen auf, die Höhlen und Wälder hallten von dem dumpfen Ton des Waldhornes wieder. Es war das Signal zum Kriege. Matras wollte diesem gefährlichen Ausbruch zuvorkommen und gab den Befehl zum Sturme auf das Kloster. Sein leidenschaftlicher Chatakter ließ ihn vorangehen und er fiel tödlich getroffen nieder. Nunmehr erkannten alle Parteien Paoli an, wenige Monate später wurde die Ratsversammlung von Alesani von allen Ortschaften bestätigt. Paoli entfaltete ein großes Talent: er versöhnte die Gemüter, regierte nach festen Grundsätzen, schuf Schulen und eine Universität. Er schloß Freundschaft mit Algier und den Barbaresken. Er schuf ferner eine Marine von leichten Schiffen, hatte Verbindungen in den Seestädten und wußte sich die gute Meinung der Bürger zu verschaffen. In einem Seekriege bemächtigte er sich Caprajas und jagte die Genuesen hinweg, die bereits befürchteten, die Korsen könnten an ihrer Küste landen. Paoli tat alles, was unter den damaligen Umständen und bei den beschränkten Mitteln seines Volkes möglich war. Er stand im Begriff, sich der fünf Häfen der Insel zu bemächtigen, als der stark beunruhigte Senat von Genua zum dritten Male bei Frankreich um Hilfe nachsuchte. 1764 übernahmen sechs französische Bataillone die Bewachung der Seestädte, und unter ihrem Schutze erkannten diese Plätze weiter die Autorität des Senats an. Diese französischen Garnisonen blieben neutral und nahmen keinen Teil an dem Kriege, der zwischen Korsika und Genua fortgesetzt wurde. Die französischen Offiziere

bezeugten den Inselbewohnern laut die größten Sympathien und zeigten sich den Oligarchen sehr feindlich. Dadurch wurden ihnen die Einwohner der Städte entfremdet. 1768 sollten die Truppen nach Frankreich zurückkehren; man erwartete diesen Zeitpunkt mit der größten Ungeduld. Es wäre auf diese Weise keine Spur mehr von der Oberherrschaft Genuas auf der Insel geblieben; da kam der Herzog von Choiseul auf den Gedanken, Korsika mit Frankreich zu vereinigen. Dieser Erwerb schien wichtig als eine natürliche Angliederung an die Provinz und schien zugleich geeignet, den Handel der Levante zu beschützen und künftige Unternehmungen in Italien zu begünstigen. Nach langer Zögerung willigte der Senat ein, und Spinola, sein Gesandter in Paris, unterzeichnete einen Vertrag, durch den die beiden Mächte folgendes Übereinkommen trafen. Der König von Franreich sollte Korsika unterwerfen und entwaffnen und bis zu dem Augenblick die Regierung führen, wo Genua imstande wäre, ihm die Kosten der Unternehmung zurückzuerstatten. Nun waren aber mehr als 30 000 Mann nötig, um die Insel zu unterwerfen; während mehrerer Jahre mußte man zahlreiche Besatzungen stationieren. Das alles mußte die Kosten derart erhöhen, daß die Republik Genua sie nie würde ersetzen können.

Die beiden kontrahierenden Teile verstanden das sehr wohl, aber die Oligarchen glaubten, durch diese Festsetzung ihre Ehre retten zu können und das Odium zu beseitigen, das sie in den Augen ganz Italiens traf, weil sie ohne Gewissensbisse einen Teil des Landes einer fremden Macht überließen. Choiseul sah in dieser Abmachung ein Mittel, England hinters Licht zu führen, und nötigenfalls umzukehren, ohne doch die Ehre Frankreichs

bloßzustellen. Ludwig XV. wollte nämlich keinen Krieg mit England.

Der französiche Minister begann mit Paoli zu verhandeln. Er stellte an ihn die Forderung, sein Land dahin zu bringen, daß eine Anerkennung des Königs erfolgte. Den Wünschen älterer Landesversammlungen entsprechend sollte sich Korsika freiwillig als Provinz des Königreichs erklären. Als Preis dieses Entgegenkommens bot man Paoli Reichtum und Ehren an. Der großherzige und edle Charakter des Ministers, mit dem er zu verhandeln hatte, ließ keinen Zweifel über die Absichten Frankreichs in ihm aufkommen. Er lehnte alle Anerbietungen mit Entrüstung ab, berief eine Landesversammlung und legte ihr den kritischen Stand der Dinge dar. Er verheimlichte nicht, daß ein Widerstand gegen Frankreich unmöglich sei; er habe zwar eine schwache Hoffnung auf eine Einmischung Englands, wisse aber nichts Positives. Man hörte nur den einen Ruf: die Freiheit oder den Tod. Paoli bat dringend, sich nicht leichtfertig zu verpflichten; man dürfe nicht ohne Überlegung und bloß aus Enthusiasmus einen solchen Kampf unternehmen. Aber alle schienen besonders empört, daß Frankreich, welches oft bei den Streitigkeiten mit Genua vermittelt und stets seine Uneigennützigkeit beteuert hatte, jetzt als Partei auftrat, und zu glauben schien, Genua könnte die Korsen wie eine Herde Ochsen verkaufen und ohne den Tenoe der abgeschlossenen Vertäge zu berücksichtigen.

Maillebois hatte 1738 die aus zwei Bataillonen bestehende National-Garde ausgehoben. Durch die Offiziere knüpfte man mit den wichtigsten Anführern Verbindungen an. Viele unter ihnen zeigten sich als unbestechlich, einige aber gaben nach und sahen ein Ver-

dienst darin, sich einer Herrschaft in die Arme zu liefern, die nunmehr unvermeidlich war.

Die große Masse der Bevölkerung und besonders die Bergbewohner hatten keine Ahnung von der Macht Frankreichs. An den Krieg gewöhnt, gewohnt sich zu schlagen, und oft die schwachen Abteilungen des Grafen von Boissieux und Maillebois zurückzuwerfen, hatten sie noch nichts gesehen, was sie in Schrecken setzen konnte. Sie waren der Meinung, daß diese schwachen Abteilungen die französische Armee wären. Die Landesversammlung beschloß fast einstimmig den Krieg und wurde in ihrer Ansicht durch die Bevölkerung unterstützt.

Der Vertrag, durch den Genua Korsika dem Könige abtrat, rief in Frankreich schweren Tadel hervor. Als man erfuhr, daß infolge der Beschlüsse der Landesversammlung der Krieg notwendig wäre, und ein Teil der französischen Heeresmacht gegen dieses kleine Volk aufgeboten werden müßte, rief die Ungerechtigkeit und Roheit dieses Krieges allgemeine Bewegung hervor. Das Blut, das fließen würde, wurde Choiseul zur Last gelegt.

Der Generalleutnant Chauvelin landete in Bastia mit 12 000 Mann. Er erließ Proklamationen, schärfte den Gemeinden Befehle ein und begann die Feindseligkeiten; aber seine Truppen wurden in dem Kampf von Borgo geschlagen, bei allen Angriffen zurückgeworfen und am Schluß der Campagne von 1768 gezwungen, sich in die festen Plätze einzuschließen. Sie konnten jetzt nur noch mit Hilfe einiger Kreuzer miteinander in Verbindung bleiben. Die Korsikaner hielten sich für gerettet, sie zweifelten nicht an einer Intervention Englands. Paoli teilte diese Illusion, aber das englische Ministerium, das

durch die Gärung in den amerikanischen Kolonien beunruhigt war, wollte keinen Krieg. England reichte in Versailles eine behutsame Note ein, und gab sich mit noch schwächeren Erklärungen zufrieden. Freilich schickten Londoner Klubs Waffen und Geld. Der Hof von Sardinien und einige italienische Gesellschaften leisteten heimliche Hilfe, aber das waren schwache Hilfsquellen gegenüber den gefährlichen Rüstungen, die man jetzt an den Küsten der Provence vornahm. Die Niederlagen Chauvelins wurden in ganz Europa und besonders in Frankreich mit Befriedigung gesehen. Man fand die nationale Ehre in einem Kampf gegen eine Handvoll Bergbewohner durchaus nicht kompromittiert. Sogar Ludwig XV. zeigte sich den Korsikanern günstig gesinnt. Er war wenig begierig, diese neue Krone auf sein Haupt zu setzen, und um ihn zu dem Befehl eines neuen Feldzuges zu bewegen, mußte man ihm vorstellen, welche Freude die Philosophen empfinden würden, wenn der große König sich durch ein freies Volk besiegen ließe und vor ihm zurückweichen müßte.

Die königliche Autorität würde dadurch gefährlich beeinflußt werden. Die Freiheit hatte fanatische Anhänger, die den Erfolg in einem so ungleichen Kampfe als ein Wunder ansehen würden. Es gab nichts mehr zu überlegen. Der Marschall von Vaux ging nach Korsika; 30 000 Mann standen unter seinem Befehl, die Häfen der Insel wurden mit Truppen förmlich überschwemmt. Die Einwohner verteidigten sich während eines Teiles des Feldzuges von 1769, aber ohne Aussicht auf Erfolg. Korsika hatte damals höchstens 150 000 Einwohner, 130 000 waren durch die Festungen und die französischen Garnisonen in Schach gehalten; es blieben also

nur 20 000 waffenfähige Männer übrig, und auch von ihnen mußte man noch die Leute der Führer abziehen, die mit den französischen Agenten bereits ein Abkommen getroffen hatten. Die Korsikaner schlugen sich hartnäckig beim Golo-Übergang; da sie keine Zeit gehabt hatten, die steinerne Brücke zu zerstören, benutzten sie die Leichen ihrer Toten, um eine Verschanzugn zu bilden. Paoli, im Süden der Insel angegriffen, schiffte sich auf einem englischen Fahzeug in Porte Vecchio ein, landete in Livorno, reiste durch das Festland und begab sich nach London. Er wurde überall durch die Herrscher und das Volk mit der größten Bewunderung aufgenommen, 4- oder 500 Patrioten folgten Paoli und wanderten aus; ferner verließen viele ihre Dörfer und Häuser und setzten den kleinen Krieg fort, indem sie den Provianten und den einzelnen Soldaten die Wege sperrten. Die Einwohner nannten sie Patrioten, die Franzosen hießen sie Räuber. Sie verdienten diesen letzten Titel durch ihre Grausamkeiten, obgleich sie niemals welche gegen die Eingeborenen begingen.

Das Versailler Kabinett hatte die besten Absichten. Es bewilligte den Korsikanern eine Ständeversammlung, die aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stand zusammengesetzt war, richtete den Magistrat der 12 Adligen, den die Korsikaner immer gewünscht hatten, wieder ein, man belebte den Ackerbau, die afrikanische Kompagnie in Marseille wurde gezwungen, korsische Privilegien betreffs der Korallenfischerei anzuerkennen. Man legte große Straßen an und entwässerte Sümpfe. Man versuchte sogar, Kolonien aus Lothringern und Elsässern zu bilden, um den Einwohnern Musteranstalten zu verschaffen. Die Steuerauflagen waren nicht

drückend; die Schulen wurden verbessert, die Kinder der ersten Familien zur Erziehung nach Frankreich gebracht. In Korsika machten die Ökonomisten denVersuch einer Steuerabgabe in Naturalien. In den 20 Jahren von 1769 bis 1789 gewann die Insel viel. Aber alle diese Wohltaten gewannen nicht die Herzen der Einwohner, die beim Ausbruch der Revolution nichts weniger als Franzosen waren. Sie sind es erst 1790 geworden, als die Revolution ihre Gesinnung veränderte. Paoli verließ England mit Aufgabe einer Pension, die ihm das Parlament bewilligt hatte. Er wurde von der Konstituante, von der Nationalgarde und sogar von Ludwig XVI. empfangen. Seine Ankunft auf der Insel rief die größte Freude hervor, die gesamte Bevölkerung strömte nach Bastia, um ihn zu sehen. Im Zeitraum von wenigen Tagen erreichte er einen großen Einfluß auf das Volk. Der Vollziehungsausschuß ernannte ihn zum Divisionsgeneral und zum Kommandanten der Linientruppen der Insel. Die nationalen Garden hatten ihm ihre Führung übertragen. Die Wählerversammlung hatte ihn zum Präsidenten ernannt. So vereinigte er alle Gewalten. Diese Haltung des Vollziehungsausschusses war nicht politisch, aber man muß den damals herrschenden Geist berücksichtigen. Jedenfalls diente Paoli der Revolution treu bis zum 10. August. Der Tod Ludwig XVI. empörte ihn. Er wurde von den Klubs der Provence denunziert, und der Konvent, der sich niemals durch eine Überlegung beeinflussen ließ, rief ihn vor seine Schranken. Er war fast 80 Jahre alt. Das hieß ihn auffordern, seinen Kopf selbst auf das Schaffot zu legen. Ihm blieb kein anderes Mittel übrig, als die Hilfe seiner Landsleute anzurufen; er wiegelte die ganze Insel gegen den Konvent auf.

Die Volksvertreter, die zur Ausführung des Dekrets abgeschickt wurden, trafen die Insel in dieser Lage an; sie konnten nur noch mit einigen Bataillonen die Plätze von Bastia und Calvi retten. Wenn es von den wichtigsten Familien abgehangen hätte, welchen Weg Korsika einschlagen sollte, so hätte Paoli keinen Erfolg gehabt. Man tadelte zwar allgemein die Ausschreitungen auf französischer Seite, aber man hielt sie für vorübergehende Leiden und war der Meinung, daß man sich, um diese momentanen Schwierigkeiten zu überwinden, durchaus nicht von einem Vaterlande trennen müsse, das allein das Glück und die Ruhe des Landes gewährleisten konnte. Paoli war erstaunt über den geringen Anhang, den er in den privaten Zusammenkünften fand. Mehrere seiner Anhänger, die ihn nach England begleitet hatten und 20 Jahre hindurch Frankreich verflucht hatten, zeigten sich am meisten widerspenstig, unter andern der General Gentili. Trotzdem gab es bei der Gesamtmasse der Bevölkerung nur einen einzigen Ruf, als der einstige Führer sie zur Befreiung aufrief. In einem Augenblick war der Maurenkopf auf allen Kirchtürmen aufgepflanzt, und Korsika war nicht mehr französisch. Wenige Monate später bemächtigten sich die Engländer Toulons; daraus vertrieben, legte sich der Admiral Hood in Saint-Florente vor Anker; er landete 12 000 Mann, die er unter den Befehl Nelsons stellte; Paoli stieß mit 6000 Mann dazu. Sie umschlossen Bastia. La Combe Saint Michel und Gentili verteidigten die Stadt mit der größten Unerschrockenheit; sie kapitulierten erst nach viermonatlicher Belagerung. Calvi widerstand 40 Tage bei offenen Laufgräben. Der General Dundas, der ein englisches Korps von 4000 Mann befehligte und in Saint-Florente

lag, weigerte sich an der Belagerung von Bastia teilzunehmen, weil er ohne besonderen Befehl seiner Regierung seine Truppen nicht aufs Spiel setzen wollte.

Man erlebte damals ein sehr sonderbares Schauspiel: Der König von England setzte sich die Krone von Korsika aufs Haupt, die sich merkwürdig genug neben der von Fingal ausnahm. Im Jahre 1794 beschloß die Landesversammlung von Korsika unter dem Präsidium Paolis, daß die politischen Beziehungen mit Frankreich für immer abgebrochen werden, und die korsische Krone dem Könige von England angeboten würde. Eine Abordnung, die aus dem Präsidenten Galeazzi, Filippi von Vescovato, Negroni aus Bastia, Cäsari-Rocca aus Rocca bestand, begab sich nach London, und der König nahm die Krone an. Er ernannte Lord Gilbert Elliot zum Vizekönig. Die Landesversammlung hatte zu gleicher Zeit eine Verfassung beschlossen, die die Freiheit und Privilegien des Landes sicher stellte. Sie war nach dem Beispiel der englischen Verfassung geschaffen. Lord Elliot war ein verdienstvoller Mann; er war Vizekönig von Indien gewesen; aber er geriet bald mit Paoli in Zwist. Dieser Greis hatte sich in die Berge zurückgezogen und äußerte sich dort mißbilligend über die Haltung des Vizekönigs, der unter dem Einflusse zweier junger Leute Pozzos di Borgo und Colonnas stand; der eine bekleidete bei ihm die Stelle eines Sekretärs, während der andere sein Adjutant war. Man machte Paoli den Vorwurf, er sei ein unruhiger Geist, könne sich nicht entschließen, als einfacher Privatmann zu leben und wolle immer noch den Herrn spielen. Gleichwohl veranlaßte sein unbestreitbarer Einfluß auf der Insel und die England erwiesenen Dienste, nicht zuletzt auch die Ehrfurcht, die seine Lauf-

bahn, sein Charakter einflößten, das englische Ministerium, ihm schonend zu begegnen. Paoli hatte mehrere Unterredungen mit dem Vizekönig und dem Staatssekretär. Bei einer dieser Unterredungen sagte er, durch gewisse Bemerkungen gekränkt. „Ich bin hier in meinem Königreich; ich habe 2 Jahre lang mit dem König von Frankreich Krieg geführt; ich habe die Republikaner verjagt. Wenn Ihr die Privilegien und Rechte des Landes verletzt, so ist es mir ein Leichtes, auch Eure Truppen zu verjagen." Einige Monate später rief ihn der König von England in einem den Umständen entsprechenden Brief, in dem er ihm aus Interesse für Paolis Glück und Ruhe riet, seine Tage in einem Lande zu beschließen, wo er geachtet und glücklich gewesen wäre. Paoli merkte, daß es sich um einen Befehl handle. Er zögerte noch, aber nichts wies darauf hin, daß die Schreckensherrschaft in Frankreich ein Ende nehmen würde.

Er unterwarf sich also seinem Schicksal und begab sich nach London, wo er 1807 starb.

Die Korsikaner waren mit den englischen Herren sehr unzufrieden; sie verstanden weder ihre Sprache, noch ihre gewöhnliche Melancholie, noch ihre Lebensart. Menschen, die ständig bei Tische saßen, fast immer vom Wein benommen, und wenig mitteilsam waren, standen im Widerspruch mit ihren Sitten. Auch die Verschiedenheit der Religion bildete einen Gegenstand der Abneigung. Die Engländer streuten das Geld mit vollen Händen aus; die Einwohner nahmen es, ohne sich dabei dankbar zu fühlen. Während dieser Zeit zog Napoleon in Mailand ein, bemächtigte sich Livornos, und vereinigte dort unter dem Befehl Gentilis alle korsischen Flüchtlinge. In den Bergen geriet man in die größte Auf-

regung. Bei einem großen Feste in Ajaccio beschuldigte man den jungen Colonna, den Adjutanten des Vizekönigs, eine Büste Paolis beschimpft zu haben. Der junge Mann war einer solchen Tat unfähig. Der Aufstand brach aus; die Einwohner von Borgognano schnitten die Verbindungen zwischen Bastia und Ajaccio ab und schlossen den Vizekönig, der gegen sie marschiert war, ein. Er wurde gezwungen, seine beiden Günstlinge aufzugeben und sie aus seinem Lager zu verjagen. Elliot sah ein, daß er sich unmöglich in Korsika halten könnte; er suchte also eine Zuflucht und bemächtigte sich Porte-Ferrajos. Gentili landete mit den korsischen Flüchtlingen im Oktober 1796 trotz der englischen Kreuzer. Sie veranlaßten eine allgemeine Volksbewegung. In der Nacht bedeckten sich alle Gipfel der Berge mit Feuerzeichen; der rauhe Ton der Hörner, das Signal des Aufstandes wurde überall in den Tälern vernommen. Man bemächtigte sich Bastias und aller festen Plätze. Die Engländer schifften sich in großer Eile ein und ließen viele Gefangene zurück. Der König von England hatte die korsische Krone nur 2 Jahre getragen; sie hob den Schleier von der Herrschsucht seines Kabinetts und machte es lächerlich. Diese Phantasie kostete dem Londoner Staatsschatz 5 Millionen Pfund.

Korsika bildete die 23. Division der Republik; General Vaubois erhielt das Kommando. Anfang 1798 wiegelten Böswillige unter religiösen Vorwänden einen Teil von Fiumorbo auf; da sie sich mit einem großen Namen schmücken wollten, so setzten sie den General Giafferi an ihre Spitze. General Vaubois ging gegen sie vor, zerstreute sie und machte ihren Führer zum Gefangenen. Dieser war 90 Jahre alt und ließ sich durch seinen Beicht-

vater beherrschen. Er war in Neapel, wo er gedient und es bis zum Generalmajor gebracht hatte, erzogen worden; seit 18 Jahren genoß er seine Pension und lebte ruhig in seiner Ortsgemeinde. Vaubois übergab ihn einem Kriegsgericht, das ihn zum Tode verurteilte; er wurde erschossen. Diese Katastrophe ließ alle Korsen in Tränen ausbrechen, handelte es sich doch um den Sohn des berühmten Giafferi, der sie 30 Jahre hindurch in dem Unabhängigskeitkriege befehligt hatte. Sein Name war ungeheuer populär. Man hätte diesen Greis mit seiner Senilität entschuldigen und sich damit begnügen sollen, die Rache an dem heuchlerischen Mönche, der ihn leitete, zu vollziehen.

AN DIE ENGLÄNDER.

Paris, 15. August 1805.

(Eine englische Zeitung hatte geschrieben: „Der Feind möge kommen wann er will, er wird uns jederzeit bereit finden, seine Kühnheit zu bestrafen.")

Und warum kommt der Feind nicht? Wir würden sehen, wen die Ereignisse für ihre Kühnheit strafen würden. Wir kennen Euren Generalissimus; wir sehen ihn in Hondscoote*) und in Holland; ein Drittel der Armee von Boulogne würde hinreichen, um ihn in seinen kühnen Unternehmungen zu vernichten. Wie Ihr auch reden möget, Ihr wißt wie wir, was Ihr von einem Landkriege zu erwarten habt. Im Seekrieg habt Ihr Euch bis heute ohne Zweifel eine sichere Übermacht erworben und erhalten, aber Ihr verdankt sie nur dem Verrat. Der Verrat hat Euch dreißig französische Schiffe in Toulon in die Hände geliefert; der Verrat des Prinzen von Oranien hat Euch zwölf holländische Schiffe eingebracht. Verrat war endlich daran schuld, daß in Quiberon alle unsere Offiziere aus der alten Marine vernichtet wurden. Trotz dieser unbestreitbaren Vorteile, die Ihr Euch auf so häßliche Weise verschafft habt, greifen Euch unsere Geschwader an Euren eigenen Küsten an; der Shannon ist gesperrt, nicht, wie Ihr sagt, durch kleine Schiffe, son-

*) Hondscoote. Sieg der Franzosen über die Engländer und Österreicher 1793.

dern durch ein ansehnliches Geschwader. Eure Kolonien hatten bereits ihre Kapitulationen abgefaßt und Agenten an unseren Admiral Villeneuve gesandt, um zu verhandeln. Das war aber keineswegs seine Aufgabe. Trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihn bei seiner Rückkehr nach Europa betrafen, trotz einer Fahrt von mehr als fünfzig Tagen, trotz des Verlustes von zwanzig Tagen durch Gegenwinde, hat er Euer Geschwader angegriffen und seine Schiffe vereinigt. Sein Ziel war nicht, Euern Handel anzugreifen, und er hat Euch doch einen Schaden von zwanzig Millionen zugefügt. In Indien hat eine einzige französische Division eine noch bedeutendere Beute gemacht. Eine einzige Brigg hat bei den Orkneysinseln eine ganze Ladung aus Neufundland beschlagnahmt. Unsere Fregatten streifen auf allen Meeren; jeden Tag kehrt eine in unsere Häfen zurück; Ihr aber habt noch nicht eine genommen. Ihr prahltet, Ihr könntet die Vereinigung unserer Flottillen verhindern, sie haben sich aber zusammengeschlossen, und als Ihr Euch ihrer Weiterfahrt widersetzen wolltet, haben sie Euch geschlagen. Ihr rühmtet Euch ferner, Ihr würdet unsere Ankerlinie angreifen, und dabei hat sie mehrmals Eure Kreuzer, fern von den Strandgeschützen, und bis in die Mitte des Kanals angegriffen, so daß Eure Schiffe, Fregatten und Korvetten in ihrer größeren Fahrgeschwindigkeit ihre Rettung suchen mußten. Aber seit zwei Jahren bereitet man die Landung in England vor, und doch erfolgt sie nicht? Sie wird erfolgen, wenn Ihr nicht Frieden schließt. Vielleicht in einem Jahr, oder in zwei oder drei Jahren. Jedenfalls werden wir, was auch geschehen möge, mit Eurem Hochmut und einer durch Verrat gewonnenen Überlegenheit fertig werden. Glaubt nur nicht, daß

Ihr Bundesgenossen auf dem Festlande habt. Ihr seid der Feind aller Völker und alle freuen sich, wenn Ihr gedemütigt werdet. Wenn es Euch selbst gelänge, einige Minister zu bestechen, so habt Ihr keinen Vorteil davon. Wir werden dann neue Küsten und neue Häfen sowie neue Gegenden in Besitz genommen haben, und wir würden Eure Bundesgenossen soweit besiegen, daß wir uns ausschließlich dem Seekrieg widmen können. Ein merkwürdiger Hochmut erweckt in Euch den Glauben, daß wir uns anmaßen, in einem Monat, in einem Jahr mit Eurer kolossalen Macht fertig zu werden. Die Zeit bildet einen Faktor, ja das Hauptelement unserer Rechnung. Ihr könnt in einer solchen Lage zu Verschwörungen und zu Morden Eure Zuflucht nehmen. Diese Art Krieg ist Euch keineswegs fremd. Man spricht bereits davon, daß Drake nach München, Spencer-Smith nach Stuttgart und Taylord nach Kassel zurückkehren will. Frankreich wird nicht gestatten, daß sie ihren Fuß auf den Kontinent und sogar an einen Ort setzen, den die französischen Truppen in fünf bis sechs Märschen erreichen können. Diplomaten, die Mörder sind, stehen außerhalb des Völkerrechts.

Wir waren auf Unglücksfälle gefaßt, als Ihr uns den Krieg erklärtet. Wir konnten Martinique, Guadeloupe, die französischen und die Reunionsinseln verlieren. Was habt Ihr zu Wege gebracht? Ihr seid auf ein trauriges Blokadesystem beschränkt, durch das unsere Geschwader nicht gehindert werden, durch die Meere zu fahren; blockiert nur weiter unsere Häfen, aber achtet scharf auf die Signale an Euren Küsten und lebt in ständiger Unruhe.

Wenn Eure empörte Nation sich noch länger von den

paar Regierenden in England am Narrenseile führen läßt und Eure Machthaber nicht zwingt, Frieden zu schließen und ihnen die Überzeugung beibringt, daß wir nicht mehr uns wie einst von schwachen Ministern, nichtsnutzigen Königen und habgierigen Mätressen verraten und verkaufen lassen, so steht Euch ein verhängnisvolles Schicksal unausbleiblich bevor.

Wir wünschen den Frieden auf dem Kontinent, weil der Status unsern Zielen entspricht. Wir wären in der Lage gewesen, unsere Macht zu vermehren und die unserer Rivalen zu schwächen. Wenn jetzt ein Staat den Frieden des Kontinents stört, wird er das erste Opfer sein; seine Niederlage wird auf Euch zurückfallen, Euch schwer bedrohen und einen sicheren Untergang bereiten.

Wir wiederholen es, nur ein gerechter und vernünftiger Friede vermag Euch zu retten. Eins unserer Sprichwörter hat sich schon bewährt. Wenn Ihr auf die Hilfe einer kontinentalen Macht hofft, so vermögt Ihr demnach allein nichts gegen Frankreich und Frankreich wird Eure Alleinherrschaft auf dem Meere nicht dulden: Die Meere sind das Eigentum aller Völker.

ANTWORT
AN DIE ENGLISCHEN ZEITUNGEN.

Paris, 13. Oktober 1803.

Ihr genosset in Europa den Ruf ein er weisen Nation, aber Ihr seid seit den Tagen Eurer Väter stark entartet. Alle Eure Reden rufen auf dem Kontinent Mitleid und Verachtung hervor. Voltaire sagt einmal: „Wenn König August trank, war Polen betrunken.“ So hat die Krankheit Eures Königs Eure Nation angesteckt; niemals hat jener Schwindelgeist, der durch Gottes Fügung die Völker ergreift, sich ähnlich rasch einer Nation bemächtigt.

Ihr beginnt einen Krieg, um Malta zu behalten und gleich in den ersten Monaten, unruhig über Eure Lage, haltet Ihr eine Massenaushebung für Eure Sicherheit für nötig. Die Beschwerden, die Angst, die Gefahren, die mit jedem Volkstumult verknüpft sind, sind furchtbare und gerechte Strafen für Eure illoyale Haltung.

Aus demselben Schwindelgeist heraus habt Ihr dem König von Preußen, der Euch anbot, Euch den Besitz Hannovers zu garantieren, falls Ihr die Unabhängigkeit seiner Flagge anerkennen würdet, frech geantwortet und eine Massenaushebung in Hannover veranstaltet. Als man Euch später die Konvention von Salhingen vorschlug, habt Ihr aus demselben Geiste heraus eine abschlägige Antwort gegeben. Damit verstieß der König von Eng-

land gegen seine heiligsten Pflichten, verdiente er den Haß seiner Untertanen an der Elbe und gab er der französischen Regierung den Anlaß zur Entwaffnung von 20 000 Mann und zur Besitzergreifung der hannoverschen Provinzen, die ihm noch geblieben waren.

Als Ihr nun die Wirkung dieser unüberlegten, unpolitischen und unmoralischen Haltung saht, nahmt Ihr Eure Zuflucht zu einer noch sinnloseren Maßregel: Ihr verhängtet die Blockade über die Elbe und die Weser. Dadurch fügtet Ihr Dänemark,Preußen, Hamburg und Bremen einen schweren Schimpf zu. Wenn ihre Einwohner auch an diesen Flüssen wohnten, so hatten sie doch mit der Besetzung Hannovers nichts gemein.

Diese Haltung war bereits wenig klug; aber ganz unbegreiflich ist, daß Ihr durch Sperrung der Elbe und Weser gerade das tatet, was die Franzosen wünschten. In London hat jeder Kaufmann oder Buchhalter den Schaden, den Ihr Euch selbst zugefügt habt, berechnet.

Wenn Weser und Elbe freigebleiben wären, hättet Ihr Eure Waren durch preußische, dänische und bremische Schiffe einführen können. Eure Manufakturen und Euer Handel hätten die Besetzung Hannovers nicht gespürt. Somit habt Ihr durch die Sperrung nicht nur das Ungeschickteste seit den Zeiten der Karthager, die nach Belieben den Handel der verschiedenen Länder unterbanden, vollführt, sondern zugleich Eure eigenen Interessen aufs schwerste geschädigt.

Gewiß wurde diese Haltung nicht durch jene kluge Berechnung diktiert, die Euch ehemals leitetete, sondern der Schwindelgeist, der über Euch schwebt und in Euren Beratungen herrscht, hat Euch dazu verleitet.

Endlich, um Frankreich zu beweisen, daß Ihr Malta

halten müßt, bedroht Ihr es mit einer Massenaushebung; das ist die äußerste Maßregel, zu der ein Volk greifen muß, nachdem es schwere Schlappen erlitten hat.

Wien hat erst eine Massenaushebung veranstaltet, als die französischen Heere vor seinen Toren standen. Ihr droht uns mit Herrn Pitt, mit Lord Withwort, die Ihr zu Obersten macht, und Euer König exerziert seine Truppen zu Pferde ein; er will Ihnen jedenfalls die kriegerische Begeisterung und Erfahrung verleihen, die er in so vielen Kämpfen erworben hat! Solche jammervollen Karrikaturen rufen in Europa nur ein mitleidiges Lächeln hervor, und man frägt vergebens nach dem alten englischen Geist, der so sicher in seinen Beratungen, so fest und verständig in seinen Unternehmungen war. Die Politik Euerer früheren Minister hat Euch mit allen Euren Bundesgenossen entzweit; hieltet Ihr deshalb den Augenblick für gekommen, Verträge ungerecht zu verletzen? War das der Augenblick, um gewaltsam Eure Alleinherrschaft auf dem atlantischen Meer, auf das mittelländische Meer auszudehnen, auf das Eure weit klügeren Vorfahren mit gesunder Vernunft verzichtet hatten? Und während Ihr so ehrgeizige und schlecht erwogene Pläne hegt, macht Ihr Euch Eure schönste und angesehenste Provinz zum Feinde. Ihr habt das irländische Parlament mit dem Eurigen vereinigt und verweigert Irland das Recht auf Ausübung seiner Religion! Gleichwohl wißt Ihr, daß es unter den Menschen nichts Heiligeres gibt als das Gewissen und daß eine innere Stimme jedem zuruft, nichts auf Erden könne ihn zwingen zu glauben, was er nicht glaubt. Es ist die furchtbarste Tyrannei, achtzehn Zwanzigstel zu zwingen, eine ihrem Glauben entgegengesetzte Religion anzunehmen

unter der Androhung, daß sie sonst aller Bürgerrechte und jedes Besitzes verlustig gehen, was ungefähr so viel bedeutet als kein Vaterland mehr zu haben.

Ihr wollt also Irland mit England vereinigen, aber Ihr wollt nicht, daß die Irländer ein Vaterland haben! Ein unbegreiflicher Widerspruch, den sich Europa nur mit völliger Geistesabwesenheit und Unüberlegtheit Eurer Beschlüsse erklären kann. Ihr seid heute vielleicht die einzige aufgeklärte Nation, bei der die Toleranz keine Zuflucht gefunden hat. Ihr wollt und Ihr wollt wieder nicht. Wenn es wahr ist, daß Pitt und Granville demissioniert haben, weil der König sein den Irländern gegebenes Wort, daß ihnen die Freiheit der Religion verwirkte, gebrochen hatte, so muß man dazu sagen: Sinnlos waren die Männer, welche sich um die Schande ihrer Nachfolger bewarben, unter Bedingungen, die ein kranker, jedes Vertrauens unwürdiger Fürst aufgestellt hat, ein Herrscher, der in unserem Zeitalter die Gesetze Neros und Domitians wiederhergestellt und gleich Ihnen die katholische Kirche verfolgt hat. Ein solches Beispiel haben sie gewiß nicht in Eurer Geschichte gefunden; Eure Väter hatten mehr Tugenden und mehr Respekt vor den Volkssitten.

Welches Geschick hat Euch die Vorsehung bereitet? Es steht außerhalb jeder menschlichen Berechnung.

Ist es übrigens dünkelhaft zu behaupten, daß Euch durch den Fürsten, dessen Wahnsinn und Eigensinn Ihr den Verlust Amerikas verdankt, auch Irland verloren gehen wird, wenn Gott ihn, um Euch zu strafen, noch einige Zeit auf dem Thron erhält? Der Himmel schenkt den Völkern lasterhafte oder verrückte Fürsten, nur um sie in ihrem Stolze zu strafen und zu demütigen.

DER STAATSSTREICH VOM 18. BRUMAIRE (9. NOVEMBER 1799).

Die Kette von einzelnen Revolutionen, aus denen sich unsere Revolution zusammensetzt, stellt eine Folge von Ereignissen dar, die fast immer von Reaktionserscheinungen begleitet sind. Man darf daraus das Gesetz ableiten, daß jede Aktion eine Reaktion voraussetzt, und schon läuft man Gefahr, dieses verhängnisvolle Wort auszusprechen. Man versteht alsdann den Tag des 18. Brumaire ganz falsch; man verändert seinen Charakter; man verkennt den Zeitgeist, unter dessen Herrschaft wir gegenwärtig stehen.

Es ist leicht zu erklären, daß wir während der eigentlichen Revolution Bewegungen und Gegenbewegungen erlebt haben. Die Ideen und Einrichtungen harmonierten damals nicht, und in der politischen wie in der physischen Welt gehorcht alles dem Naturgesetz, das einen Ausgleich der Verhältnisse verlangt. Wenn das Gleichgewicht einmal gestört ist, so gibt es nur noch Stöße, Vernichtung und allgemeines Chaos, bis die beiden Schalen der Wage ihr Gewicht verteilen und so wieder ins Gleichgewicht kommen. So haben wir von 1789 bis 92, asl die Ideen und Einrichtungen sich nicht mehr gegenseitig die Wage hielten, weil es keine Basis gab, gesehen, wie die Freiheit ständig gegen den Despotismus

kämpfte, der Despotismus wiederum gegen die Freiheit reagierte. Wir sahen den Kampf der Gleichheit gegen das Privileg und die Reaktion gegen das Privileg der Gleichheit.

Die Erklärung des Königs vom 23. Juni war ein Gegenstoß gegen den Zusammenschluß der drei Stände: Die Nacht vom 4. August war wiederum die Reaktion gegen den 23. Juni. Der Triumpf der neuen Ideen über die alten Einrichtungen wurde endlich am 16. August entschieden, aber jetzt kämpften die alten Ideen gegen die neue Verwaltung. Edle Geister hatten den Gedanken der Republik erfaßt, aber sie ließen die Trägen und Ungelehrigen weit hinter sich; Erinnerungen, Gefühle, Vorurteile monarchischer Art stellten sich zwischen die neue und alte Regierung. Noch immer kämpfen Fortschritt und Rückschritt und beide Elemente übten unter der Einwirkung einer verstärkten Leidenschaftlichkeit ihre Macht aus gegen die Ideen und gegen die Personen. In dem Kampf gegen die Personen gab es keinen Schutz mehr für die persönliche Sicherheit; mit der Rache suchte man die Rache zu strafen, Verbrechen kämpfte gegen Verbrechen. Was der Kampf der Ideen betrifft, so gab es kein Prinzip mehr, das man nicht angriff.

CHARAKTERISTIKEN UND REFLEXIONEN

PERSÖNLICHES.

Nach einer großen Schlacht auf italienischem Boden durchschritt ich mit wenigen Begleitern das Schlachtfeld, von dem man die Toten noch nicht entfernt hatte. Es war tiefe Mitternacht, der Mond schien. Plötzlich sprang ein Hund unter einer Leiche hervor und auf uns zu, um sofort wieder mit schmerzlichem Winseln zu seinem Hern zurückzukehren. Abwechselnd leckte er das Gesicht seines Herrn und sprang wieder auf uns zu. Er schien gleichzeitig um Hilfe zu bitten und Rache zu suchen. War es nun eine augenblickliche Disposition, war der Ort, Zeit und Stunde oder der Vorgang selbst daran schuld oder ich weiß nicht was — jedenfalls habe ich nie wieder und auf keinem Schlachtfelde einen gleich tiefen Eindruck empfangen. Ich stand unwillkürlich stille, um dies Schauspiel zu beobachten. Dieser Mann, sagte ich mir, hat vielleicht Freunde im Lager und in seiner Kompanie, und nun liegt er hier von allen verlassen, außer von seinem Hunde! . . .

Was ist der Mensch? Wie geheimnisvoll sind seine Eindrücke. Ohne besondere Bewegung habe ich Schlachten angeordnet, die über das Schicksal des Heeres entscheiden sollten. Trockenen Auges sah ich zu, wie Bewegungen ausgeführt wurden, die große Verluste unter meinen Leuten zur Folge hatten. Und hier fühlte

ich mich getroffen, bewegt durch die Schmerzensschreie eines Hundes! . . . Sicher wäre ich in diesem Augenblick entgegenkommend gewesen für einen Hilfe flehenden Feind: ich begriff, wie Achilles dem weinenden Priamus die Leiche Hektors wiedergeben konnte.

Ich bin eher verlassen, als verraten worden, um mich war mehr Schwäche und Treulosigkeit. Das ist das Leugnen Petri; die Reue und die Tränen können an der Tür sein. Abgesehen davon, wer hat in der Geschichte mehr Anhänger und Freunde gehabt? Wer war volkstümlicher und mehr geliebt? Wer ließ eine heißere und lebhaftere Sehnsucht zurück? Seht Frankreich! Ist es nicht, als ob ich es noch von meinem Felsen aus regierte?

Welches Unglück, daß ich nicht Amerika erreichen konnte! Von der anderen Erdkugel aus hätte ich Frankreich gegen die Reaktion geschützt. Die Furcht, ich könnte erscheinen, hätte ihre Gewalttätigkeit und Unvernunft im Zaum gehalten. Mein Name hätte genügt, um die Ausschreitungen einzudämmen und die Reaktion abzuschrecken.

Ich habe weit ausschauende und große Pläne gehabt, alle gewiß im Interesse der Vernunft und des Wohlergehens der Menschheit. Man fürchtete mich wie den Blitz. Man beschuldigte mich, eine eiserne Hand zu haben, aber sobald sie ihr Ziel getroffen hatte, hatte sich alle Härte gemildert. Wie viel Millionen hätten mich dann damals und späterhin gesegnet. Aber es ist war. Welches Verhängnis hat sich am Schluß meiner Laufbahn gegen mich gewendet? Da war zuerst meine unglückliche Ehe. Die Perfidien, die sich daraus ergaben, das spanische Geschwür, der verhängnisvolle russische

Krieg, in den ich durch ein Mißverständnis hineingeriet. Diese entsetzliche Kälte, die eine ganze Armee vernichtet hat. Und dann stand die ganze Erde gegen mich auf. Ist es da nicht ein Wunder, daß ich noch so lange habe Widerstand leisten können und mehr als einmal auf dem Punkte war, aller Schwierigkeiten Herr zu werden und mächtiger als je aus dem Chaos hervorzugehen. O Menschengeschick, o Weisheit, o menschliche Voraussicht!

Ohne Zweifel habe ich einen sehr sonderbaren Charakter, aber man wäre nichts Ungewöhnliches, wenn man nicht aus besonderem Holze wäre. Ich bin ein Stück Fels, das man in den Weltenraum geschleudert hat. Die ganze Welt hat mich mit Liebe und Haß verfolgt, jeder hat an mir seinen Anteil genommen, mich verlassen und sich wieder meiner bemächtigt. Es gibt keinen Franzosen, den ich nicht irgendwie in Bewegung gesetzt hätte. Alle haben mich geliebt, nur nicht zu gleicher Zeit, sondern in verschiedenen Perioden. Ich war die Sonne, die ihre Bahn durchläuft, indem sie den Äquator passiert. Kam ich in die Sphäre jedes einzelnen, so erwuchsen ihnen Hoffnungen und man segnete mich, ja man betete mich an. Aber sobald ich heraustrat, und man mich nicht mehr verstand, machten sich entgegengesetzte Gefühle geltend.

Wenn einer meiner Minister oder eine andere Person von Rang einen starken Fehler gemacht hatte und aller Grund vorhanden war, in Zorn, ja in Wut zu geraten so hatte ich immer die Gewohnheit, einen Dritten als Zeugen heranzuziehen. Mein Prinzip war, wenn es galt loszubrechen, viele auf einmal zu treffen. Der, der den Schlag selbst empfing, war deshalb nicht mehr gegen

mich aufgebracht, und die Zeugen, deren Figur und Verlegenheit man sehen mußte, verbreiteten diskret, was sie gesehen und gehört hatten. Ein wohltuender Schrecken durchrieselte die Adern der Gesellschaft und alles ging besser vorwärts. Meine Strafe wurde dadurch wirksamer, und ich erntete, ohne viel Schaden angerichtet zu haben.

Ich bin auf den Thron gestiegen, ohne diesen Platz durch ein Verbrechen erkaufen zu müssen. Gibt es viele dynastische Häupter, die dasselbe von sich sagen können?

Ich habe die Krone nicht an mich gerissen, ich habe sie aus dem Rinnstein aufgehoben. Das Volk hat sie mir auf das Haupt gedrückt. Man achte seine Taten.

Ich habe den anarchistischen Abgrund geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution geeinigt, die Völker geadelt, das Königtum befestigt. Ich habe den Eifer aller beflügelt, aller Verdienste belohnt und zur Verbreitung des Ruhmes beigetragen. Das ist doch etwas. Und in welchem Punkte will man mich angreifen, ohne daß der Historiker mich verteidigen könnte? Meine Absichten? Er kann mich freisprechen. Mein Despotismus? Er kann beweisen, daß die Diktatur unerläßlich war. Habe ich etwa die Freiheit behindert? Er wird zeigen, daß Willkür, Anarchie, ein vollständiges Chaos an der Schwelle standen. Wird man mich anklagen, ich hätte den Krieg sehr geliebt? Dann kann der Geschichtsschreiber beweisen, daß ich stets der Angegriffene war. Habe ich die Weltherrschaft erstrebt? Er wird zeigen, daß das nur ein Werk des Zufalls war, und daß unsere Feinde mich Schritt für Schritt dahin brachten. Endlich mein Ehrgeiz? Der Historiker wird ihn erkennen, aber er wird zeigen, daß es sich um den

größten und schönsten, den es je gegeben hat, handelte, den Ehrgeiz nämlich, endlich das heilige Reich der Vernunft zu errichten und den vollen Gebrauch aller Menschen und Fähigkeiten zu ermöglichen. Und hier wird der Historiker vielleicht mit Bedauern feststellen, daß ein solcher Ehrgeiz nicht in Erfüllung gehen konnte. Das ist in ganz wenigen Worten meine Geschichte.

(1815.) Unter diesen Umständen hatte ich nicht mehr das Gefühl des endlichen Erfolges. Ich besaß nicht mehr mein altes Zutrauen. Vielleicht entschwand das Alter, dem das Glück gewöhnlich günstig ist, vielleicht auch war das Wunderbare meiner Laufbahn in meinen eigenen Augen, in meiner eigenen Einbildung untergraben; jedenfalls fühlte ich, daß mir etwas fehlt. Das Glück, das mich ehedem überhäuft hatte, heftete sich nicht mehr an meine Schritte, jetzt kam das strenge Schicksal, dem ich noch gleichsam mit Gewalt einige Gunstbezeugungen, auf die gleich Fehlschläge folgten, entriß. Es ist merkwürdig, daß ich damals keinen Erfolg errungen habe, ohne daß sich sofort ein Mißgeschick einstellte.

Ich habe Frankreich durchzogen, und die Begeisterung der Bürger trug mich unter allgemeinen Zurufen bis zur Hauptstadt, aber kaum war ich in Paris, als man, wie durch Zauberei und ohne jeden vernünftigen Grund vor mir zurückwich und es kalt um mich wurde.

Ich hatte mir annehmbare Gründe verschafft und eine aufrichtige Annäherung in die Wege geleitet, Agenten, die Österreich gut hieß, waren dort hingegangen. Da kam Murat mit seiner fatalen Schilderhebung. Man war in Wien überzeugt, daß sie auf meinen Befehl geschehe, und mich an ihrem Maßstabe messend, sahen sie in diesem

Konflikt nur bedenkliche Kniffe und legten ihre Konterminen.

Mein Feldzug eröffnete außerordentlich glücklich, ich hätte den Feind einzeln überraschen müssen; da mußte ihn ein Überläufer, einer von meinen Generälen, rechtzeitig warnen.

Ich erringe einen glänzenden Sieg bei Ligny, aber mein Befehlshaber beraubt mich der Früchte.

Endlich triumphiere ich noch bei Waterloo und stürze in demselben Augenblick in den Abgrund.

Alle diese Schläge aber trafen mich mehr, als daß sie mich überraschten. In mir war der Instinkt an einen unglücklichen Ausfall. Meine Entschlüsse und Maßregeln blieben dadurch freilich unbeeinflußt, aber ich fühlte innerlich, daß es so kommen müßte.

NAPOLEONS FAMILIE.

Napoleons Sohn: Der König von Rom wäre der Mann der Völker, der Mann Italiens; aber die österreichische Politik wird ihn töten, vielleicht nicht unter seinem Großvater, der ein ehrlicher Mann ist, aber nicht ewig leben wird. Oder wenn die Sitten unserer Tage ein solches Attentat nicht mehr dulden, so werden sie versuchen, seine Fähigkeiten zu erdrücken; sie werden ihn stumpfsinnig machen. Wenn es ihm aber schließlich gelänge, dem physischen und moralischen Morde zu entgehen, wenn seine Mutter und die Natur ihn aus allen Gefahren retteten, dann ja dann — dieses Wort wiederholte Napoleon mehrmals, als suchte er nach dem geeigneten Ausdruck. — Kommt Zeit, kommt Rat. Wer kann irgendein Geschick vorher bestimmen?

Die Mutter Napoleons: (Madame mère) war bis zur Lächerlichkeit geizig. Dieser Fehler war in ihrer Voraussicht begründet. Sie hatte die Not gründlich kennen gelernt und diese schrecklichen Zeiten gingen ihr nicht aus dem Gedächtnis. Übrigens hätte diese Frau, die mit jedem Silberling geizte, alles hergegeben, um eine Rückkehr von Elba zu ermöglichen, und nach Waterloo hätte sie mir ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt, um mich wieder in die Höhe zu bringen. Tat-

sächlich hat sie es mir angeboten. Sie hätte, ohne ein Wort zu sagen, trockenes Brot gegessen. In ihr war die Größe noch stärker als die Kleinlichkeit: Stolz und Ehrgeiz trugen den Sieg über ihren Geiz davon.

Josephine und Marie-Luise: Zwei ganz verschiedene Frauen haben in meinem Leben eine große Rolle gespielt: Die eine strahlte Kunst und Anmut aus, die andere aber war Unschuld und reine Natur. Jede hatte ihren vollen Wert.

Was Josephine betrifft, so ist an ihr eine stets angenehme, ja verführerische Haltung zu rühmen. Niemals habe ich durch sie nur die geringste Unannehmlichkeit erfahren. Sie benutzte alles, was die Kunst zur Erhöhung der natürlichen Reize erfunden hatte, aber sie tat es so geschickt, daß man niemals nur das Geringste bemerkte. Marie-Luise dagegen ahnte nicht einmal, daß man durch solche unschuldige Mittel etwas gewinnen könnte. Die eine hielt sich stets seitab von der Wahrheit und negierte in der ersten Aufwallung; die andere kannte keine Verstellung und keine Hintertreppen. Josephine verlangte nie etwas von ihrem Gatten, aber sie hatte überall Schulden. Marie-Luise zögerte nicht, um etwas zu bitten, aber es geschah sehr selten. Sie hätte niemals etwas nehmen können, ohne es sofort zu bezahlen. Übrigens waren beide gut und sanft und hingen sehr an mir.

Josephine hätte mir einen Sohn schenken müssen. Sie hätte mich dadurch glücklich gemacht und nicht nur ein wertvolles politisches Resultat herbeigeführt, sondern mir zugleich eine große häusliche Freude bereitet.

Was das politische Resultat betrifft, so würde ich den

Thron behalten haben, denn die Franzosen wären diesem Kinde mit derselben Liebe begegnet wie dem Könige von Rom, ohne daß ich nötig gehabt hätte, den Fuß auf einen verhängnisvollen, von Blumen bedeckten Abgrund zu setzen. Und da rede man noch über die klugen, menschlichen Kombinationen und fälle ein Urteil über Glück und Unglück, ehe man das Ende abgesehen hat.

Die häusliche Freude hätte darin bestanden, daß Josephine ruhig geworden wäre und ihre unerträgliche Eifersucht, die mehr politisch, als im Gefühl begründet war, aufgegeben hätte. Josephine sah nämlich die Zukunft voraus und ängstigte sich wegen ihrer Unfruchtbarkeit. Sie fühlte sehr wohl, daß zu einer wahren Ehe Kinder gehören. aber als sie mich heiratete, wußte sie bereits, daß sie keine Kinder mehr haben würde. Je mehr ihr Glück stieg, desto mehr wuchs auch ihre Unruhe. Sie wendete alle Hilfsmittel der Medizin an und stellte sich mehrmals, als habe sie damit Erfolg erzielt. Als sie endlich jede Hoffnung aufgeben mußte, suchte sie mich mehrmals zu einem großen politischen Betrug, den sie mir schließlich ganz unumwunden vorschlug, zu verleiten.

Lucian: Einer der Brüder Napoleons, Lucian, war bekanntlich unter die Dichter gegsngrn und hatte ein riesenlanges Epos mit Karl dem Großen als Helden abgefaßt. Napoleon sprach sich nach der Lektüre sehr ungünstig darüber aus. „Wie viel Arbeit, Geist und Zeit sind hier nutzlos verschwendet! Wie zerfahren ist sein Urteil und sein Geschmack! Da stehen 20 000 Verse, unter denen sich vielleicht einige gute befinden, sie haben aber keine Farbe, keinen Zusammenhang und keinen

Endzweck. Der Autor hat sich gewaltsam zu seiner Dichtung gezwungen und seinen Plan schlecht ausgeführt. Mußte der geistvolle Lucian sich nicht sagen, daß selbst ein Voltaire, der Sprache und Dichtung beherrschte, bei einem ähnlichen Unternehmen in Paris, im heiligen Hain der Dichter scheiterte? Wie konnte er glauben, ihm würde im Auslande, fern von der Hauptstadt Frankreichs, ein französisches Epos gelingen? Wie konnte er sich ferner an ein neues Versmaß wagen? Er hat da eine Historie in Versen, aber nicht ein episches Gedicht verfaßt. Das Epos gestattet nicht die Geschichte eines Mannes, es darf nur eine Leidenschaft oder ein Ereignis darstellen. Und welches Sujet hat er außerdem ausgewählt? Was für barbarische Namen hat er eingeführt? Wollte er die Religion wieder aufrichten? Ist sein Gedicht ein Werk der Reaktion? Man spürt in ihm übrigens vollständig den römischen Boden, auf dem es entstanden ist; überall hört man Gebete, Priester, sieht die zeitliche Herrschaft der Päpste usw. Konnte er 20 000 Verse an Absurditäten verschwenden, die unser Jahrhundert längst überwunden hat, an Vorurteile und Meinungen, die er unmöglich teilen kann? Das heißt sein Talent prostituieren! Welche Querköpfigkeit! Und er konnte soviel mehr leisten, denn er hat sicher Geist, Leichtigkeit, Talent und Eifer. Außerdem standen ihm in Rom die reichsten Materialien zur Verfügung, er konnte tausend Nachforschungen anstellen. Er konnte italienisch und hätte eine gute Geschichte Italiens schreiben können, die uns fehlt. Sein Talent, seine Stellung, seine Kenntnis der Geschäfte, sein Rang, das alles gab ihm die Möglichkeit, ein klassisches Werk zu verfassen, der literarischen Welt ein wertvolles Geschenk zu geben und sich selbst unsterb-

lich zu machen. Statt dessen, was ist sein Gedicht? Welchen Wert hat es für seinen Ruf? Es wird im Staube der Bibliotheken verschwinden und dem Autor bestenfalls ein paar kleine Artikel in den biographischen oder literarischen Lexicis eintragen."

HISTORISCHE PORTRÄTS.

Fouché Herzog von Otranto. In Nantes geboren, war Fouché vor der Revolution ein Ordensbruder. Er hatte dann in seinem Departement einen subalternen Posten bekleidet und war durch das Exaltierte seiner Prinzipien aufgefallen. Als Konventionsdeputierter schlug er sich zu der Partei eines Collot d'Herbois. Nach der Thermidor-Revolution wurde er als Terrorist proskribiert. Unter dem Direktorium hatte er sich an Barras gehängt und sein Vermögen in Getreidelieferungen begründet. Man schanzte die Lieferungen vielen Revolutionsmännern zu und brachte so die Männer, die durch die politischen Ereignisse schon sehr unpopulär geworden waren, nur noch mehr herunter. Als Fouché Polizeiminister wurde, nahm er Partei gegen diese Spekulantengruppe. Aber Sieyès führte sein Verhalten nicht auf feste Grundsätze zurück, sondern auf seinen Haß gegen diese Gesellschaften, in denen man rücksichtslos gegen die Vergeudung und gegen die Getreidelieferanten wetterte. Napoleon war darin einer Meinung mit Sieyès, daß man sich auf die Moralität eines so veränderlichen Ministers keineswegs verlassen dürfe. Indes Fouchés Haltung hatte sich als nützlich für die Republik erwiesen. Eine neue Epoche brach an. Aus der Vergangenheit nahm man nur das Gute herüber und vergaß das

Schlechte. Das Alter und die geschäftlichen Erfahrungen bildeten die Menschen und veränderten die Charaktere. Und so behielt Fouché seinen Ministerposten.

Ihm war die Intrige ebenso nötig wie die Nahrung. Er intrigierte immer überall auf jede Weise und gegen jeden. Wenn man eine Entdeckung machte, so war er immer dabei. Seine Leidenschaft bestand darin, stets mit im Spiel zu sein und seine Nase in alles zu stecken!

Wäre ich siegreich geblieben, so hätte mir Fouché seine Treue bewahrt. Allerdings gab er sich alle Mühe, um für jeden Fall gerüstet zu sein. Ich hätte siegen müssen: Fouché war der Talleyrand der Klubs, Talleyrand der Fouché der Salons.

Bernadotte. Dieser Mensch hat immer einen Mangel an Verstand bewiesen, den ich mit nicht erklären kann. Er kennt nur die Sucht nach Ruhm und den Drang, von sich reden zu machen, aber er hat die besten Gelegenheiten dazu stets verpaßt. Zwanzigmal hätte es in seiner Macht gelegen, eine einzige Stelle in der Geschichte einzunehmen, nur hätte er dazu Mut beweisen müssen.

Bernadotte hatte das Schicksal der Welt in seiner Hand. Wäre er urteilsfähig gewesen, hätte er auf der Höhe der Situation gestanden und sich überdies als guter Schwede gezeigt, so konnte er den Glanz und die Macht seines Vaterlandes erneuern, konnte Finnland zurückgewinnen und in Petersburg sein, bevor ich noch Moskau erreicht hätte. Indes, er hat persönlichen Empfindlichkeiten nachgegeben, einer dummen Eitelkeit und allerlei kleinlichen Leidenschaften. Es hat ihm den Kopf verdreht, daß er, der einstige Jacobiner, von dem legitimen Fürsten umworben, ja beweihräuchert wurde, daß er sich Aug'

in Auge mit einem Kaiser aller Reußen freundschaftlich über Politik unterhalten durfte. Man versichert, daß man ihm damals sogar eingeredet habe, er könne sich nach der Scheidung von seiner Frau Hoffnung auf eine Tochter Alexanders machen, Dann schrieb ihm ein französischer Prinz, er hätte mit Vergnügen bemerkt, daß Bearn die Wiege ihrer beiden Häuser sei. In seiner Trunkenheit opferte er sein neues und sein altes Vaterland, Ruhm, Macht, die Sache der Völker, das Schicksal der Welt. Diesen Fehler wird er teuer bezahlen müssen. Kaum war ihm gelungen, was man von ihm erwartete, so fing an, das zu fühlen. Er soll sogar Reue darüber empfunden haben, aber er hat seine Schuld noch nicht gebüßt. Er ist von nun an der einzige Emporkömmling auf einem Thron. Der Skandal wird nicht ungesühnt bleiben, es wäre ein zu gefährliches Beispiel.

Ludwig XIV. Der Kaiser sagte, daß ihm die Heirat Ludwig XIV. mit der Maintenon trotz allem, was darüber von den zeitgenössischen Memoirenschreibern gesagt werde, rätselhaft erscheine. Tatsache ist, daß ein offizieller und authentischer Beweis diese Ehe nicht existiert. Welches Motiv kann aber Ludwig XIV. gehabt haben, um diese Maßregel so völlig geheim zu halten? Oder wieso hat die Familie Noallies, die mit Frau von Maintenon in nahen Beziehungen stand, niemals das Geringste darüber verlauten lassen, trotzdem Frau von Maintenon den König überlebte?

Ludwig XIV. war ein großer König. Er hat Frankreich in die erste Reihe der europäischen Nationen gebracht. Er zuerst hat das Heer auf 400 000 Mann und die Flotte auf 100 Schiffe gebracht. Er hat Frankreich

um Hochburgund, um Roussillon und Flandern vermehrt. Er hat eins seiner Kinder auf den spanischen Thron gesetzt. Aber die Aufhebung des Edikts von Nantes, die Dragonaden gegen die Protestanten, die Bulle Unigenitus, seine 200 Millionen Schulden, Versailles, Marly, dieser Favorit, ohne jedes Verdienst und dann Frau von Maintenon, die Villeroi, Tallard, Marsin usw. usw.! Nun, hat die Sonne nicht auch ihre Flecken! Welchen König von Franreich kann man denn seit Karl dem Großen in dieser Hinsicht mit Ludwig XIV. vergleichen?

Ludwig XVI. Wir verdammen Ludwig XVI.; aber, abgesehen von seiner Schwäche, ist er der erste Fürst gewesen, der angegriffen wurde. An ihm haben die neuen Prinzipien ihre Probe gemacht. Durch seine Erziehung und seine angeborenen Ideen kam er dazu, im guten Glauben alles, was er offen oder insgeheim zu verteidigen suchte, als sein Eigentum zu betrachten. Selbst in seinem Treubruch lag gewissermaßen eine Art guten Glaubens. Später, wenn jeder in diesen Dingen besser Bescheid weiß, ist das gleiche Verhalten nicht mehr zu entschuldigen und viel schärfer zu verurteilen. Es kommt hinzu, daß Ludwig XVI. die ganze Welt gegen sich hatte, und man kann sich eine Idee machen von den unendlichen Schwierigkeiten, die das Schicksal auf den unglücklichen Mann geladen hat. Das Unglück der Stuarts, von dem man so viel gesprochen, ist keineswegs größer gewesen.

Als Ludwig XVI. abgeurteilt wurde, hätte er einfach sagen sollen, daß er nach dem Gesetz nichts Schlechtes tun könne und daß seine Person unverletzlich sei. Das hätte ihm zwar nicht das Leben gerettet, aber seinen Tod würdiger gestaltet.

Marie-Antoinette. Die Königin Marie-Antoinette wäre ohne jeden Zwifel zu allen Zeiten eine Zierde jeder Gesellschaft gewesen. Aber ihr Leichtsinn, ihre Inkonsequenz, ihre geringen Fähigkeiten haben zur Entstehung und Beschleunigung der Katastrophe nicht wenig beigetragen. Sie hat die Sitten in Versailles völlig geändert. Die alte Grandezza, die strenge Etikette verwandelten sich in leichte Tändelei und in Boudoir-Geschwätz.

Lafayette. Lafayette, der eine so große Rolle in unseren ersten politischen Zerwürfnissen gespielt hat, ist ein Kind der Auvergne. Im amerikanischen Freiheitskriege hatte er unter Washington gedient und sich dabei ausgezeichnet. Ein Mensch ohne bürgerliche und militärische Talente, beschränkt, dabei gleißnerisch, beherrscht von vagen, wirren, schlecht verdauten Freiheitsideen. In seinem Privatleben war er übrigens ein anständiger Kerl.

Montesquieu. Montesquieu hat uns falsche Definitionen gegeben. Nicht daß der berühmte Mann außerstande gewesen wäre, richtig zu definieren, aber sein Werk ist, wie er selbst sagt, analytisch und behandelt nur das, was damals oder früher existierte. Es ist eine Sammlung von Bemerkungen, die er auf Reisen oder bei der Lektüre gemacht hat. Er hat sein besonderes Augenmerk auf die englische Regierung gerichtet. Er hat im allgemeinen die ausübende, gesetzgebende und richterliche Gewalt definiert.

Robespierre. Dieses blutbefleckte Ungeheuer war doch noch nicht so schlimm wie Collot d'Herbois, Billaud-

Varennes, Hébert, Fouquier-Tinville und mancher andere. Gegen sein Ende wollte Robespierre maßvoller werden, und kurze Zeit vor seinem Tode hat er tatsächlich gesagt, er habe diese ewigen Hinrichtungen satt und rate ein anderes System zu wählen. Als der entsetzliche Hébert die Königin unnatürlicher Laster beschuldigte, wollte Robespierre ihn wegen einer so verleumderischen und so wenig begründeten Anklage, die überdies nur bezwecke, das Volk zur Parteinahme für die Fürstin zu reizen, zur Anzeige bringen.

Weit entfernt, ein Atheist zu sein, wie man behauptet hat, hielt Robespierre öffentlich und gegen die Meinung mehrerer Genossen an der Existenz eines höchsten Wesens fest. Ebensowenig glaubte er, es sei notwendig, alle Adeligen und Pfaffen zu vernichten, wie so viele Revolutionäre wollten, zum Beispiele Marat, der nicht weniger als 600 000 Köpfe forderte. Robespierre wollte, man solle den König außerhalb des Gesetzes stellen und nicht zu der lächerlichen Prozedur eines förmlichen Urteils schreiten. Er war ein Fanatiker, ein Ungeheuer, aber er war unbestechlich und außerstande, für den Tod eines Menschen aus persönlicher Rachsucht oder aus Habgier zu stimmen. Er war ein Enthusiast, glaubte aber gerecht zu handeln und hat keinen roten Heller hinterlassen. In gewisser Hinsicht ist Robespierre ein braver Kerl gewesen. (O'Meara.)

Pitt d. j. Er war der Herr der ganzen europäischen Politik; er hielt das moralische Geschick sämtlicher Völker in seinen Händen; er machte aber einen schlechten Gebrauch davon. Er hat die ganze Welt in Brand gesteckt und schrieb sich nach Art des Herostrat unter Flammen,

Klagen und Tränen in das Buch der Geschichte. Die ersten Funken unserer Revolution, der Widerstand gegen die Wünsche des Volkes, endlich alle die gräßlichen Verbrechen, die daraus hervorgingen — das alles ist sein Werk. Dieser allgemeine, fünfundzwanzigjährige Brand, die zahlreichen Bündnisse, die ihn nährten, der Umsturz, die Verheerung Europas, die Ströme von Blut, die deshalb vergossen wurden, die entsetzliche Schuldenlast Englands, die alle diese Taten bezahlt hat, das mörderische System den Anleihen, das die Völker niederdrückt und endlich die allgemeine Unzufriedenheit der Gegenwart, für das alles ist er verantwortlich. Erst die Nachwelt wird ihn richtig beurteilen; sie wird ihn als eine wahre Geißel bezeichnen. Dieser Mann, den seine Zeit so gerühmt hat, wird einst für den Genius des Bösen gelten. Dabei halte ich ihn nicht einmal für grausam und zweifle auch nicht daran, daß er überzeugt war, das Gute zu tun. Die Bartholomäusnacht hat ja ebenfalls überzeugte Anhänger gehabt, der Papst und die Kardinäle haben für sie ein Te Deum gesungen und unter allen diesen braven Leuten befanden sich zweifellos einige, die es vollkommen ehrlich meinten. So sind die Menschen, so ist ihr Verstand und ihr Urteil beschaffen! Was aber die Nachwelt Pitt besonders zum Vorwurf machen wird, das ist die abscheuliche Schule, die er geschaffen hat, ihr unverschämter Macchiavellismus, ihre tiefe Unsittlichkeit, der kalte Egoismus und die Verachtung für das menschliche Geschick und die menschliche Gerechtigkeit.

Wie dem auch sei, Pitt ist aus wirklicher Bewunderung, reiner Dankbarkeit oder nur aus Sympathie und Instinkt der Mann der europäischen Aristokratie gewesen und geblieben. Er hat in der Tat etwas von Sulla in sich.

Sein System hat die Sache des Volkes unterdrückt und die Patrizier triumphieren lassen.

Alexander I., Kaiser von Rußland. Er ist dem Kaiser Franz und dem Könige von Preußen unendlich überlegen; er besitzt Geist, Anmut, Kenntnisse, er ist leicht verführerisch, aber man muß ihm mißtrauen. Er ist ohne Freimütigkeit. Er ist ein wahrer Grieche des abendländischen Kaiserreichs. Indes ist er nicht ganz ohne wirkliche oder gespielte Ideologie, das wird nach allem nichts sein als eine Färbung seiner Erziehung und seiner Lehrer. Sollte man glauben, worüber ich mich mit ihm streiten mußte? Er behauptete, die Erblichkeit sei ein Mißbrauch der Souveränität und ich mußte über eine Stunde damit zubringen und meine ganze Beredsamkeit und Logik aufbieten, um ihm zu beweisen, daß die Erblichkeit die Ruhe und das Glück der Völker ist. Vielleicht mystifizierte er mich auch nur, denn er ist schlau, falsch, gewandt — er kann es weit bringen. Wenn ich hier stehe, wird er mein wahrer Erbe in Europa sein. Ich allein konnte ihn und seine tartarische Sintflut aufhalten. Der Kaiser hat mehr Talent als seine beiden anderen Alliierten. Er ist ein gewandter Mann, sehr ehrgeizig und sucht sich populär zu machen. Es ist eine Schwäche von ihm, daß er sich für gelehrt in der Kriegskunst hält und ihm ist das liebste, sich darüber loben zu hören, obgleich alle militärischen Operationen, die er selber leitete, als falsch oder verderblich anerkannt worden sind. In Tilsit beschäftigte sich Alexander und der König von Preußen viel damit, Uniformen für Husaren und Dragoner zu erfinden und darüber zu streiten, ob die Ordenskreuze an diesen oder jenen Knopf gehängt

werden müssen. Täglich ritten wir drei zu Pferde aus. Oft geschah es, daß der Kaiser Alexander und ich galoppierten, während der König von Preußen hinter uns zurückblieb.

Alexander besitzt viel Anmut, und er würde es mit den liebenswürdigsten Männern der Pariser Salons aufnehmen können.

Wenn ich es gewollt hätte, so würde Alexander mir gewiß seine Schwester zur Frau gegeben haben; seine Politik hätte ihn dazu bestimmt, wenn auch seine Neigung nicht dafür gewesen wäre. Er wurde aufgebracht, als er die Heirat mit Österreich erfuhr und rief aus: „Da hat man mich in meine Wälder zurückgeschickt."

Wenn die Zuneigung, die Alexander für mich hegte, aufrichtig war, so hat ihn die Intrige mir entfremdet. — Alexander ist sehr reizbar, und man wird ihn leicht aufgebracht haben. Gewiß ist, daß er sich auf dem Kongresse zu Wien bitter darüber beklagte, ich hätte mich über ihn lustig gemacht, ich hätte ihn mit Lächerlichkeiten überhäuft. Dabei ist nichts falscher; er war mir sympathisch, und ich liebte ihn.

Murat, König von Neapel. Nach dem Waffenstillstande von Cherasco wurde der General Murat, erster Adjutant des Obergenerals der Armee von Italien, mit 21 Fahnen und der Abschrift des Waffenstillstandes nach Paris geschickt. Napoleon hatte diesen Offizier am 13. Vendémiaire zu sich genommen; er war damals Eskadron-Chef des 21. Chasseurregiments. Später wurde er mit der Schwester des Kaisers verheiratet, Marschall des Reiches, Großadmiral, Großherzog von Berg und König von Neapel. Er hat einen großen Teil an allen

militärischen Operationen seiner Zeit genommen; er hat sets viel Mut gezeigt, und besonders eine eigentümliche Kühnheit in den Bewegungen der Kavallerie.

Es gab nicht zwei Offiziere in der Welt, die Murat bei der Kavallerie und Druot bei der Artillerie zu ver gleichen wären. Murat hatte einen sehr sonderbaren Charakter. Es ist ungefähr 24 Jahre her, daß er Kapitän war, als ich ihn zu meinem Adjutanten nahm; ich habe ihn zu alle dem gemacht, was er seitdem geworden ist. Er liebte mich; ich kann selbst sagen, daß er mich anbetete. Er war in meiner Gegenwart wie von Ehrfurcht ergriffen und bereit, mir zu Füßen zu fallen. Ich habe Unrecht gehabt, ihn von meiner Person zu entfernen; denn ohne mich war er nichts, und an meiner Seite war er mein rechter Arm. Befahl ich Murat, 4—5000 Mann in einer bestimmten Richtung anzugreifen und über den Haufen zu werfen, so war das die Sache eines Augenblickes; überließ ich ihn aber sich selbst, so war er ein Dummkopf ohne Urteilsfähigkeit. Ich begreife nicht, wie ein so tapferer Mensch so feig sein konnte. Er war nur vor dem Feinde tapfer, da aber vielleicht der tapferste Mensch der Welt. Sein ungestümer Mut trug ihn in die Mitte der Gefahr, bedeckt mit Federn, die sich auf seinem Kopfe wie ein Kirchturm erhoben, und mit Gold überladen. Es war ein Wunder, daß er entkam, so leicht war es, ihn an seiner Kleidung zu erkennen. Stets eine Zielscheibe für das Feuer aller Feinde haben selbst die Kosaken wegen seiner staunenden Tapferkeit ihn bewundert. Täglich hatte er einen Einzelkampf mit ihnen und nie kehrte er zurück, ohne seinen Säbel mit ihrem Blute getränkt zu haben. Im Felde war er ein wahrer Paladin, dabei ein Don Quixote; nahm man ihn aber in das Kabinett, so

war er ein Poltron ohne Urteil und Entschlossenheit. Murat und Ney waren die beiden tapfersten Menschen, die ich je gekannt habe. Der Charakter Murats war aber edler, denn er war großmütig und offen. Sonderbar! Murat hat mir ungeachtet seiner Freundschaft für mich mehr Böses zugefügt, als sonst irgend jemand auf der Welt. Als ich die Insel Elba verließ, schickte ich ihm einen Kurier, um ihn von meiner Abreise zu benachrichtigen; er behauptete, daß er die Österreicher angreifen müßte. Der Kurier warf sich ihm zu Füßen, um ihn daran zu verhindern; er hielt mich schon für den Herrn von Frankreich, Belgien und Holland, und mußte, wie er sagte, seinen Frieden mit mir machen, und keine halben Maßregeln ergreifen! Er griff die Österreicher wie ein Verrückter mit seiner Kavallerie an, und richtete meine Angelegenheiten zugrunde, denn während eben der Zeit unterhandelte ich mit Österreich, daß es neutral bleiben sollte. Der Vertrag stand auf dem Punkte des Abschlusses, und dann hätte ich friedlich regiert. Aber sobald Murat die Österreicher angriff, glaubte der Kaiser Franz, er handle nur nach meinen Instruktionen. Und in der Tat würde es schwer sein, die Nachwelt das Gegenteil glauben zu machen. Metternich sagte: „O, der Kaiser ist derselbe; er ist ein Mensch von Eisen. Sein Aufenthalt auf der Insel Elba hat ihn nicht verändert. Nichts ist imstande, ihn zu heilen. Alles oder nichts, das ist sein Wahlspruch!“ — Österreich schloß sich der Koalition an, und mein Untergang war vollendet.

Murat wußte nicht, daß mein Benehmen sich nach den Umständen richtete und ihnen angepaßt war. Er war wie ein Mensch, der die Verwandlungen der Theaterdekorationen ansieht, ohne je an die Maschine zu denken,

die sie in Bewegung setzt. Er glaubte nicht mehr, großen Schaden zu tun, indem er sich das erste Mal von mir trennte, denn er hätte sich den Allierten nicht angeschlossen. Er berechnete, daß ich gezwungen sein würde, Italien und einige andere Länder abzutreten; aber er hat nie meinen gänzlichen Untergang ins Auge gefaßt.

Man wird ihn nicht beklagen; er war einmal ein Verräter. Er hat mir nie gesagt, daß er entschlossen war, seinen Thron zu verteidigen, und nie habe ich ihm die Absicht kundgegeben, die Königreiche Neapel und Italien zu vereinigen, noch in einem Wohnung zu nehmen und ihn zum Konnetable des Reiches zu machen; ganz gewiß habe ich mich seiner als eines Werkzeuges bedient, um große Absichten in Italien durchzuführen, und meine Absicht war, Murat von dem Throne Neapels zu entsetzen; aber die Zeit war noch nicht gekommen und überdies hätte ich ihm eine passende Schadloshaltung gegeben. Sein Brief an Macirone ist von der größten Lächerlichkeit, und seine Unternehmung die eines Narren. Welchen Grund hatte er, sich über den Kaiser von Österreich zu beklagen, der sich großmütig gegen ihn benahm, und ihm in seinen Staaten ein selbstgewähltes Asyl antrug, ohne ihm eine andere Bedingung aufzuerlegen, als daß er es nicht ohne seine Erlaubnis verlassen sollte? Das ist sehr wesentlich. Was konnte er bei dem Zustande, in welchem sich die Dinge befanden, mehr verlangen? Ich selbst hatte von England nie mehr gefordert. Das war eine Handlung der Großmut von seiten des Kaisers von Österreich: er vergalt Böses mit Gutem; denn Murat hatte alles aufgeboten, um ihm Italien zu entreißen.

Es lag in dem Geschicke Murats, uns zu schaden. Er hatte uns in das Verderben gestürzt, indem er uns ver-

ließ, und tat dies wieder, indem er zu eifrig unsere Sache ergriff.

Indem die Calabresen Murat erschossen, waren sie menschlicher und großmütiger, als die, welche mich hierher sendeten.

Es war Murat und Ney unmöglich, nicht tapfer zu sein; aber man konnte nicht weniger Kopf haben als sie, besonders der erstere.

Papst Pius VII. Einige Zeit vor meiner Krönung wollte der Papst mich sehen und hielt darauf, sich selbst zu mir zu begeben. Er hatte einige Zugeständnisse gemacht. Er kam nach Paris, um mich zu krönen; er willigte ein, mir die Krone nicht aufzusetzen; er dispensierte mich von der öffentlichen Kommunion vor der Zeremonie, er hatte daher seiner Meinung nach auf manche Vergütung zu rechnen; er hatte deshalb auch die Romagna und die Legationen geträumt und fing nun an zu argwöhnen, daß er auf das alles verzichten müsse. Er beschränkte sich jetzt auf die sehr kleine Gnade, einen alten Titel unterzeichnet zu sehen, einen alten abgenutzten Fetzen, den er von Ludwig XIV. hatte. — „Machen Sie mir dies Vergnügen," sagte er, „im Grunde bedeutet das nichts!" „Gern, heiliger Vater, und die Sache ist getan, wenn sie tunlich ist." — Dies war eine Erklärung, durch welche Ludwig XIV. gegen das Ende seiner Tage, verführt durch Frau von Maintenon, oder gewonnen durch seine Beichtväter, die berühmten Artikel von 1682, die Grundlage von der Freiheit der anglikanischen Kirche verwarf. Der Kaiser antwortete boshaft, er hätte durchaus keinen persönlichen Einwurf zu machen, aber er müsse doch der Ordnung wegen darüber mit seinen Bischöfen sprechen,

worauf sich der Papst abmühte, zu wiederholen, das sei durchaus nicht notwendig und das Ganze verdiene nicht so viel Lärmen. — „Ich werde die Unterschrift nie zeigen", sagte er, „ebensowenig, als man die Ludwigs XIV. gezeigt hat." — „Aber wenn das nichts bedeutet," sagte ich, „wozu nützt dann meine Unterschrift? Und hat es etwas zu bedeuten, dann muß ich doch meine Geistlichen zu Rate ziehen."

Um indessen mich nicht fortwährend zu weigern, schien ich zum Zugeständnisse bereit zu sein. Da eilten der Bischof von Nantes und die wahren französischen Bischöfe sogleich herbei. Sie waren wütend und bewachten mich, wie sie Ludwig XIV. auf seinem Sterbebette bewacht haben würden, um ihn zu verhindern, Protestant zu werden. Die Sulpicier wurden berufen; das waren Jesuiten kleinen Grades. Sie suchten meine Gedanken zu erforschen und verlangten nichts, als zu tun, was ich getan wissen wollte.

In seiner christlichen Barmherzigkeit — denn er ist wirklich ein guter, sanfter und braver Mansch — hat der Papst nie daran verzweifelt, mich seinem Gerichte reuig zu unterwerfen; oft ließ er den Gedanken und die Hoffnung darauf durchblicken. Wir plauderten zuweilen heiter und freundschaftlich davon. „Sie werden früher oder später dahin gelangen," sagte er mit unschuldiger Sanftmut zu mir, „ich werde Sie dabei festhalten, oder andere werden es tun, wenn ich nicht mehr bin, und Sie werden dann sehen, welche Selbstzufriedenheit es Ihnen gewährt" usw. Inzwischen war mein Einfluß auf ihn so groß, daß ich ihm durch die bloße Gewalt meiner Privatunterredung das berühmte Kondordat von Fontainebleau entriß, durch welches er auf die weltliche

Oberherrschaft verzichtete, ein Aktenstück, für welches er später das Urteil der Welt oder vielmehr die Vorwürfe seiner Nachfolger fürchtete. Kaum hatte er unterzeichnet, als er es bereute. Er sollte am nächsten Tage öffentlich mit mir speisen, aber in derselben Nacht wurde er krank oder stellte sich so; das kam daher, weil er, unmittelbar nachdem ich ihn verlassen, wieder in die Hände seiner gewöhnlichenRatgeber fiel, welche ihm das, was er abgeschlossen hatte, als Schreckbild aufstellten. Wären wir allein gelassen worden, so hätte ich aus ihm gemacht, was ich wollte; ich hätte dann die religiöse Welt mit derselben Leichtigkeit beherrscht, mit der ich die politische Welt beherrschte. Er war ein wahres Lamm, durchaus ein guter, redlicher Mensch, den ich achte, den ich sehr liebe, und der mir seinerseits, wie ich gewiß glaube, ein wenig wohl will. Man wird nicht sehen, daß er sich sehr über mich beklagt, noch daß er irgend eine unmittelbare und persönliche Entschuldigung gegen mich vorbringt, ebensowenig wie die andern Herrscher. Vielleicht unbestimmte und alltägliche Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Treulosigkeit, aber nichts Positives und Direktes; denn die Staatsmänner wissen wohl, daß man sich, nachdem die Zeit der Schmähschriften vorübergegangen ist, keine öffentliche Anklage erlauben wird, ohne sie auf Beweise zu stützen, und man wird keine der Art haben. So wird die Geschichte sein. Dagegen werden höchstens nur die schlechten Chronikenschreiber sich aussprechen, die borniert genug sind, um Koteriegeschwätz, oder Intrigen für authentische Tatsachen zu halten, oder die Memoirenschreiber, welche, durch die Irrtümer des Augenblickes getäuscht, gestorben sind, ehe sie dieselben verbessern konnten.

Wenn man das Wahre von meinen Zwistigkeiten mit dem Papste kennen lernt, wird man sich wundern, welche Marter er meiner Geduld auferlegte, denn man weiß, daß ich eben nicht allzugeduldig war. Als er mich nach meiner Krönung verließ, schied er mit dem geheimen Unwillen, von mir nicht die Belohnungen erhalten zu haben, die er verdient zu haben glaubte. Aber wie dankbar ich ihm auch sein mochte, konnte ich doch nicht das Wohl des Reiches verhandeln, um meine persönlichen Gefühle und Verpflichtungen zu befriedigen, und dann war ich auch zu stolz, um mich dem Scheine auszusetzen, als hätte ich seine Gefälligkeiten erkauft. Kaum hatte er den Fuß wieder auf italienischen Boden gesetzt, als die Intrigenmacher und die Unruhestifter, die Feinde Frankreichs, diese Stimmung benutzten, um sich seiner zu bemächtigen, und von diesem an Augenblicke war alles von seiner Seite feindlicher; er war nicht mehr der sanfte, friedliebende Chiaramonti, der würdige Bischof von Imola, welcher sich so früh schon der Aufklärung seines Jahrhunderts würdig zeigte. Seine Unterschrift wurde nur noch Aktenstücken gegeben, welche weit mehr den Gregors und den Bonifaz' angehörten, als ihm. Rom wurde der Herd aller gegen uns angesponnenen Komplotte. Ich versuchte vergebens, ihn durch die Vernunft zurückzuführen: es war mir nicht mehr möglich, bis zu seinem Gefühle durchzudringen. Das Unrecht wurde so ernst, die Beleidigungen so augenscheinlich, daß ich wohl meinerseits auch handeln mußte. Ich nahm daher seine Festungen, ich bemächtigte mich einiger Provinzen, ich besetzte endlich sogar Rom selbst, indem ich dabei erklärte, daß er in seinen geistlichen Funktionen für mich stets geheiligt bleiben würde, und dies auch genau beobachtete, was

freilich keineswegs mit seiner Rechnung übereinstimmte. Indes zeigte sich eine Krisis; man glaubte, das Glück verließe mich bei Eßlingen, und sogleich war man in Rom bereit, die Bevölkerung dieser großen Hauptstadt gegen mich aufzuregen. Der Offizier, welcher dort kommandierte, glaubte der Gefahr nur dadurch entgehen zu können, daß er sich des Papstes entledigte, den er auf den Weg nach Frankreich schickte. Ein solches Ereignis war ohne Befehl erfolgt und mir sogar sehr unangenehm. Ich expedierte auf der Stelle den Befehl, den Papst da Halt machen zu lassen, wo man ihm begegnen würde, und man richtete ihn in Savona ein, wo man ihn mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit umgab; ich wollte wohl mich gefürchtet machen, doch nicht ihn mißhandeln; ihn unterwerfen, nicht ihn herabsetzen: ich hatte ganz andere Absichten! Diese Ortsveränderung steigerte nur noch den Unwillen und die Intrigen. Bis dahin war die Zwistigkeit nur weltlicher Art gewesen; in der Hoffnung, ihre Angelegenheiten dadurch zu verbessern, suchten die Ratgeber des Papstes die Sache aufs Religiöse hinüberzuspielen. Ich mußte jetzt auch auf diesem Punkte kämpfen; ich hatte meinen Gewissensrat, meine Konzilien und investierte meine kaiserlichen Gerichtshöfe mit der Apellation wegen Mißbrauches; denn meine Soldaten konnten dabei nichts mehr ausrichten: ich mußte wohl den Papst mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Seinen Gelehrten, seinen Legisten, seinen Schreibern mußte ich die meinigen entgegenstellen.

Es fand eine englische Intrige statt, ihn von Savona zu entführen. Sie diente mir; ich ließ ihn nach Fontainebleau bringen; aber hier mußte das Ziel seines Elends und die Wiedergeburt seines Glanzes sein. Alle meine großen Absichten hatten sich unter Verkleidung und Ge-

heimnis entwickelt; ich hatte die Sachen auf einen solchen Punkt geführt, daß die Entwicklung unfehlbar war, daß sie ohne Mühe und ganz natürlich erfolgen mußte. Man sah daher auch den Papst das berühmte Konkordat von Fontainebleau selbst ungeachtet meines Mißgeschickes in Moskau eingehen. Was wäre es also gewesen, wäre ich siegreich und triumphierend zurückgekehrt. Ich hatte also die Trennung des Weltlichen und Geistlichen erlangt, die Sr. Heiligkeit so nachteilig ist, und deren Gemisch im Namen und durch die Hände eben dessen, welcher der Mittelpunkt der Harmonie sein sollte, in Verwirrung setzte; und nun wollte ich den Papst übermäßig erheben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben; ich hätte ihn dahin gebracht, seine weltliche Macht nicht zu beklagen, und hätte ein Idol aus ihm gemacht; er wäre bei mir geblieben; Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden, und ich hätte die religiöse wie die politische Welt geleitet: das war ein Mittel mehr, alle Bestandteile des Kaiserreiches enger zu verbinden und die äußeren in Frieden zu erhalten. Ich hätte meine religiösen Sitzungen wie meine legislativen gehabt; meine Konzilien wären die Repräsentation der Christenheit gewesen, und die Päpste nur die Präsidenten derselben ich hätte diese Versammlungen eröffnet und geschlossen, ihre Beschlüsse genehmigt und publiziert, wie dies Konstantin und Karl der Große getan hätten; wenn diese Obergewalt den Kaisern entschlüpft ist, so kam es daher, daß sie den Fehler begingen, die geistlichen Oberhäupter fern von sich wohnen zu lassen, wodurch sie die Schwäche der Fürsten oder die Krisis der Ereignisse benutzen konnten, um sich frei zu machen und die Fürsten ihrerseits zu unterwerfen.

Aber um dahin zu gelangen, mußte ich mit vieler Gewandtheit manöverieren, besonders meine wahre Absicht verbergen und die öffentliche Meinung gänzlich irre leiten, indem ich ihr gemeine Kleinlichkeiten als Nahrung vorwarf, um ihr dadurch desto besser die Wichtigkeit und Tiefe des geheimen Zweckes zu entziehen. Ich sah mich daher mit einer Art von Zufriedenheit der Barbarei gegen den Papst, der Tyrannei gegen die religiösen Angelegenheiten beschuldigt. Die Ausländer besonders dienten meiner Absicht, indem sie ihre schlechten Flugschriften mit einem kleinlichen Ehrgeize anfüllten, welcher nach ihrer Meinung das elende Erbteil St. Peters verschlingen mußte. Aber ich wußte wohl, daß man bei dem Resultate sich im Innern mir anschließen würde, und daß man es außerhalb nicht mehr ändern könnte. Was hätte man nicht getan, um es zu verhindern, hätte man es beizeiten erraten; denn welche Herrschaft übte ich dann auf alle katholischen Länder aus, und welchen Einfluß selbst auf die, die es nicht sind, mit Hilfe der in denselben verteilten Mitglieder dieser Religion.

Frau von Staël. Die Familie der Frau von Staël ist ganz gewiß eine sonderbare Familie! Ihr Vater, ihre Mutter und sie lagen beständig voreinander auf den Knieen, sich gegenseitig anbetend, und sich mit Weihrauch anqualmend, zur besten Erbauung und Mystifikation des Publikums. Frau von Staël kann sich aber rühmen, ihre edlen Eltern übertroffen zu haben.

Frau von Staël war glühend in ihren Leidenschaften; sie war wütend, rasend in ihren Ausdrücken: sie war Corinna selbst. Sie hatte in ihrer Zeit alle Bemühungen,

alle ihre Hilfsquellen gegen den General der Armee von Italien aufgeboten; sie hatte ihm aus der Ferne geschrieben, ohne ihn zu kennen; gegenwärtig bestürmte sie ihn. Der General antwortete nur durch eine Gleichgültigkeit, welche von den Frauen nie verziehen wird. Bei seiner Ankunft in Paris fand er sich mit demselben Eifer verfolgt; er seinerseits zeigte aber dieselbe Zurückhaltung, dasselbe Schweigen. Frau von Staël war indes entschlossen, ihm einige Worte zu entlocken und mit dem Sieger von Italien zu kämpfen; sie redete ihn daher mitten in einer großen Gesellschaft an, indem sie ihn fragte, welche aller lebenden oder verstorbenen Frauen in seinen Augen die größte wäre. — „Die, welche die meisten Kinder gehabt hat," antwortete Napoleon mit voller Unbefangenheit. Frau von Staël, welche dadurch etwas verwirrt wurde, suchte sich zu fassen und sagte ihm, er stände in dem Rufe, die Frauen nicht sehr zu lieben. — „Verzeihen Sie," antwortete Napoleon ebenso, „ich liebe meine Frau sehr."

Der General der Armee von Italien hätte ohne Zweifel den Enthusiasmus der Genfer Corinna auf den höchsten Gipfel treiben können, aber er fürchtete ihre politische Treulosigkeit und ihre Unmäßigkeit der Berühmtheit; vielleicht hatte er unrecht. Jedenfalls hatte die Heroine zu viele Verfolgungen angestellt und war zu hart zurückgewiesen worden, um nicht eine eifrige Feindin zu werden.

Bei dem Konkordate, gegen welches Frau von Staël wütend war, vereinigte sie plötzlich gegen Napoleon die Aristokraten und die Republikaner. Frau von Staël, welche endlich die Geduld gänzlich erschöpft hatte, wurde in das Exil geschickt. Als sie in Ungnade war,

kämpfte sie mit der einen Hand und bittstellte mit der andern. Der erste Konsul ließ ihr sagen, sie möge das Weltall ausbeuten; er gebe ihr die ganze übrige Erde preis und behielte sich nur Paris vor, indem er ihr verböte, sich ihm zu nähern; aber Paris war gerade der Gegenstand von allen Wünschen der Frau von Staël. Der erste Konsul blieb unbeugsam. Frau von Staël erneuerte ihre Versuche von Zeit zu Zeit. Unter dem Kaiserreiche wollte sie Palastdame werden; man konnte ohne Zweifel Ja oder Nein sagen; aber wie hätte man in einem Palaste Frau von Staël ruhig halten können?

Frau von Staël war eine Frau von viel Talent und großem Ehrgeize, aber so intrigant und so unruhig, daß sie dazu Veranlassung gab, von ihr zu sagen, sie würde ihre Freunde in das Meer werfen, um in dem Augenblicke, wo sie im Begriff ständen, zu ertrinken, sie wieder herausziehen zu können. Ich war gezwungen, sie von dem Hofe zu entfernen. In Genf schloß sie eine Verbindung mit meinem Bruder Joseph, den sie durch ihre Unterhaltung wie durch ihre Schriften gewann. Als ich von der Insel Elba zurückkehrte, wollte sie mir ihren Sohn vorstellen lassen, um mich wegen Bezahlung der 2 Millionen zu bitten, die Herr Necker, ihr Vater, an Ludwig XVI. geborgt hatte, und mir zugleich ihre Dienste anzubieten, wenn ich einwilligte, ihr den Gegenstand ihrer ersten Forderung zu gewähren. Da ich sehr wohl wußte und nicht glaubte, es ihr gewähren zu können, ohne gegen andere, die sich in dem gleichen Falle befanden, ungerecht zu sein, weigerte ich mich, ihn zu sehen, und gab Befehl, ihn mir nicht vorzustellen. Aber Joseph wollte sich nicht abweisen lassen, und brachte ihn trotz dieses Befehles mit. Die Türhüter wagten es nicht,

meinem Bruder den Eintritt zu verweigern, besonders als dieser sagte, daß er für alle Folgen stände. Ich empfing ihn sehr artig, hörte die Auseinandersetzung seiner Angelegenheit an und antwortete ihm, es täte mir leid, daß es nicht in meiner Macht stände, seine Forderung zu bewilligen; sie liefe den Gesetzen zuwider, und ich würde dadurch eine Ungerechtigkeit gegen andere begehen. Frau von Staël begnügte sich jedoch nicht mit dieser Entscheidung. Sie schrieb an Fouché einen langen Brief, worin sie von ihren Rechten sprach, und sagte, daß sie Geld brauchte, um ihre Tochter auszustatten, welche sie mit dem Herzoge von Broglio vermählte. Zugleich versprach sie, wenn ich ihre Bitte erfüllte, für mich schwarz oder weiß zu sein. Fouché teilte mir ihren Vorschlag mit und riet mir stark, ihre Bitte zu bewilligen, indem er hinzufügte, sie könnte in einem so kritischen Augenblicke wichtige Dienste leisten. Ich antwortete, ich wollte keinen Handel abschließen.

Man konnte indes Frau von Staël keine boshafte Frau nennen; aber sie war unruhig, übte viel Einfluß und besaß viel Talent.

Talleyrand. Talleyrand war eine verräterische Natur, aber in Übereinstimmung mit dem Glücke. Seine Umsicht war außerordentlich; er betrug sich gegen seine Freunde, als ob sie seine Feinde werden sollten; gegen seine Feinde, als ob sie seine Freunde werden könnten. In meinem Geiste war Talleyrand dem Faubourg St. Germain stets entgegen gewesen. In der Scheidungsangelegenheit zeigte er sich für die Kaiserin Josephine; er war es, der zu dem Kriege gegen Spanien antrieb, obgleich er die Kunst besaß, sich ihm öffentlich entgegen

zu zeigen. Er war es endlich, der das hauptsächlichste Werkzeug und die Ursache vom Tode des Herzog von Enghien gewesen war.

Eine berühmte Schauspielerin (Mlle. Rancourt) hat ihn auf seine sehr wahre Weise geschildert: „Befragt man ihn," sagte sie, „so ist er ein eiserner Kasten, dem man kein einziges Wort entlockt; fragt man ihn nichts, so wird man bald nicht wissen, wie man ihn aufhalten soll, denn er wird dann eine wahre Klatschbase."

Das Gesicht des Herrn von Talleyrand ist so teilnahmslos, daß man nie etwas darin lesen kann. Lannes und Murat sagten daher scherzend von ihm: Wenn er, während er mit einem Menschen spräche, einen Tritt in den Allerwertesten bekäme, so würde sein Gesicht davon nichts verraten.

Herr von Talleyrand hatte ein sehr sanftes, selbst sehr gewinnendes Benehmen; seine Vertrauten und seine Agenten liebten ihn und waren ihm sehr ergeben.

Der Kaiser wollte bei dem Konkordate Herrn von Talleyrand zum Kardinal machen und ihn an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten stellen; das sei sein Los, sagte er ihm, er sühne dadurch sein Andenken und schließe der Verleumdung den Mund. Herr von Talleyrand wollte dies nie; sein Widerwille gegen den geistlichen Stand war unbesieglich.

Napoleon war im Begriff gewesen, ihm die Gesandtschaft in Warschau zu übertragen, welche seitdem dem Abbé de Pratt anvertraut wurde; aber Wuchergeschäfte, Schmutzigkeiten, in denen Herr von Talleyrand unverbesserlich war, zwangen ihn, darauf zu verzichten.

Aus demselben Grunde und auf die Reklamation mehrerer deutschen Fürsten sah er sich gezwungen, ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu nehmen.

Fouché war der Talleyrand der Klubs und Talleyrand der Fouché der Salons.

Wellington. Wellington besitzt nur ein spezielles Talent: auch Berthier hat das seinige. Darin exzelliert er vielleicht, aber das Glück hat mehr für ihn getan, als er für das Glück. Welcher Unterschied gegen Marlborough, der als Parallele gegen ihn aufgestellt wird. Indem Wellington Schlachten gewann, lenkte er die Kabinette und unterwarf die Menschen. Wellington hat nichts vermocht, als den Ansichten Cannings zu folgen; Frau von Staël hat daher von ihm gesagt, außer seinen Schlachten hätte er nicht zwei Ideen gehabt. — Seine Siege, das Resultat und der Einfluß derselben werden in der Geschichte noch steigen, aber sein Name wird sinken, selbst noch bei seinen Lebzeiten.

Man versichert mich, durch ihn sei ich hier (in St. Helena), und ich glaube es. Das ist dessen würdig, welcher, mit Verachtung einer feierlichen Kapitulation, Ney untergehen ließ, mit dem er sich oft auf dem Schlachtfelde gesehen hatte. Es ist wahr, daß ich ihn eine böse Viertelstunde erleben ließ. Das ist für große Seelen etwas Wichtiges, die seinige hat es nicht gefühlt. Mein Sturz, und das Los, welches man mir vorbehielt, sicherten ihm einen Ruhm, dem aller seiner Siege weit überlegen, und er ahnte dies nicht. Er muß dem alten Blücher eine schöne Kerze weihen. Wo wären ohne den Sr. Herrlichkeit, wie man ihn nennt? Aber so viel ist gewiß, daß ich nicht hier wäre. Seine Truppen sind bewundernswert gewesen, seine Dispositionen erbärmlich, oder richtiger gesagt, er hat gar keine getroffen. Er hat sich die Möglichkeit abgeschnitten, welche zu treffen, und sonder-

bar genug ist es eben das, was ihn rettete. Hätte er seinen Rückzug beginnen können, so war er verloren. — Er blieb Herr des Schlachtfeldes, das ist gewiß; aber verdankte er dies seinen Anordnungen? Er erntete die Früchte eines wunderbaren Sieges, aber hatte sein Genie ihn vorbereitet? — Sein Ruhm ist ganz negativ, seine Fehler sind ungeheuer. Er, der europäische Generalissimus, mit so wichtigen Missionen beauftragt, hat einen Feind gegen sich, der so schnell und so kühn war, wie ich, läßt seine Truppen verstreut, läßt sie in einer Hauptstadt schlafen und sich überfallen. Und was kann das Verhängnis, wenn es sich hineinmischt! In drei Tagen sah ich das Geschick Frankreichs, das der Welt, meinen Berechnungen entschlüpfen!

Ohne den Verrat eines Generals, der aus unsern Reihen trat, um den Feind zu benachrichtigen, versprengte und vernichtete ich alle diese Banden, ohne daß sie Zeit hatten, sich zu einem Armeekorps zusammenzuziehen.

Dann hätte ich auf meinem linken Flügel ohne das ungewöhnte Zögern Neys die ganze englische Armee bei Quatrebras vernichtet.

Endlich haben auf meinem rechten Flügel die unerhörten Manöver Grouchins statt mir einen gewissen Sieg zu sichern, mein Verderben vollendet, und Frankreich in einen Abgrund geschleudert.

Wenn Lord Wellington sich verschanzt hätte, so würde ich ihn nicht angegriffen haben. Als General verriet sein Plan kein Talent. Er entwickelte ohne Zweifel viel Mut und Ausdauer, aber dies verliert sein Verdienst ein wenig, wenn man in Erwägung zieht, daß er kein Mittel zum Rückzuge hatte, und daß er, wenn er diesen zu bewirken versucht hätte, nicht einen einzigen Mann

von seiner Armee gerettet haben würde. Er verdankt den Gewinn der Schlacht zunächst der Festigkeit und Tapferkeit seiner Truppen, denn die Engländer haben sich mit der größten Erbitterung und dem ausgezeichnetsten Mute geschlagen; dann der Armee Blüchers, dem man den Sieg weit eher zuschreiben sollte, als dem Herzoge, weil er als General mehr Talent zeigte. Am Tage zuvor geschlagen, hatte er seine Truppen wieder gesammelt und führte sie den Abend in den Kampf. Ich glaube indes, daß Wellington ein Mann von großer Festigkeit ist. Der Ruhm eines Sieges ist eine große Sache, aber sein militärischer Ruf wird dadurch in den Augen der Geschichte nichts gewinnen.

Hudson Lowe. „Soll ich Ihnen alles sagen, was ich von Ihnen denke"? hat Napoleon selbst zu Hudson Lowe gesagt. „Wir halten Sie zu allem fähig, zu allem; so lange Sie in Ihrem Hasse verharren, bleiben wir bei dieser Auffassung. Ich warte noch einige Zeit, um mir volle Gewißheit zu verschaffen. Dann werde ich mich darüber beschweren, daß Ihre Minister nicht so schlimm an mir handelten, als sie mich nach St. Helena schickten, als indem Sie Ihnen den Oberbefehl übertrugen. Sie sind für uns eine schlimmere Geißel als alle Leiden auf diesem elenden Felsen."

Die Fehler des Herrn Lowe rühren von seinen Lebensgewohnheiten her. Er hat stets nur über ausländische Deserteure zu befehlen gehabt, über Piemonteser, Korsen, Sizilianer, über Renegaten und Vaterlandsverräter, kurz den Abschaum von Europa. Hätte er über Menschen geherrscht, über Engländer, und wäre er selbst einer, so würde er Rücksicht nehmen auf die anständigen Leute.

MILITÄRISCHES.

Der Krieg. Es gibt im Kriege keine fortlaufenden großen Unternehmungen, die das Werk des Zufalls und des Glücks sind, sie sind vielmehr stets das Produkt genialer Kombinationen. Nur selten sieht man Männer in den gefährlichsten Unternehmungen scheitern. Ein Alexander, ein Cäsar, Hannibal, der große Gustav u. a., sie alle haben stets Erfolg. Haben sie es ihrem Glück zu verdanken, daß sie große Männer werden? Nein, weil sie groß sind, verstanden sie es, das Glück an sich zu fesseln. Studiert man die Ursachen ihrer Erfolge, so findet man mit Erstaunen, daß sie alles aufboten, um sie zu erringen.

Alexander erobert, kaum den Kinderjahren entwachsen, einen Teil der Weltkugel mit einer Hand voll Leute. Aber machte er nur einen einfachen Einfall, ähnlich einer Überschwemmung? Nein, alles ist bis ins Genaueste berechnet, mutig ausgeführt und vorsichtig behandelt. Alexander bewies sich zugleich als großer Feldherr, großer Politiker, großer Gesetzgeber. Unglücklicherweise verlor er den Kopf, als er auf dem Zenit seines Ruhmes und Erfolges stand. Vielleicht auch ist er damals schlecht geworden. Hatte er im Anfang die Seele eines Trajans gezeigt, so endete er mit dem Herzen Neros und den Sitten Heliogabals.

Was Cäsar betrifft, so begann er im Gegensatz zu Alexander seine Laufbahn sehr spät. Nach einer müßigen und sehr lasterhaften Jugend zeigte er am Schluß die lebendigste und großartigste Tatkraft. Er ist einer der sympathischsten Erscheinungen der Geschichte. Er erobert Gallien und wird Herr über sein Vaterland; aber verdankt er etwa seine großen Kriegstaten dem Zufall und dem einfachen Glück?

Dann dieser Hannibal, der kühnste und vielleicht bewunderungswürdigste von allen, mit seinem Wagemut, seiner Sicherheit, seinem weiten Blick. Ein Mensch, der mit sechsundzwanzig Jahren das Undenkbare ausdenkt und das Unausführbare ausführt. Der ohne Verbindung mit seinem Lande durch feindliche oder unbekannte Völker, die er erst niederwerfen muß, hindurchzieht, über die Pyrenäen und Alpen, die man für unübersteigbar hielt, klettert, dann nach Italien hinuntersteigt, indem er das Recht zu kämpfen und den Ort der Schlacht mit seinem halben Heere bezahlt. Der Italien sechzehn Jahre hindurch beherrscht, das schreckliche und furchtbare Rom mehrmals bis hart an den Abgrund drängt und seine Leute erst losläßt, als man von ihm lernt, wie der Feind nur in seiner Heimat zu bekämpfen ist? Glaubt man wirklich, daß er seine Laufbahn und soviel große Taten nur den Launen des Zufalls und der Gunst des Glückes verdanke? Wahrhaftig, er mußte eine stahlharte Seele haben und ganz von seiner Kriegskunst durchdrungen sein, wenn er von Scipio, seinem jungen Sieger befragt, sich trotz seiner schließlichen Niederlage unmittelbar hinter Alexander und Pyrrhus stellt, die seiner Meinung nach die größten Strategen waren.

Alle die großen Feldherrn des Altertums und alle

die später ihnen würdig nachgefolgt sind, verdanken ihre großen Erfolge nur den Regeln und den natürlichen Prinzipien der Kriegskunst. Sie haben es verstanden, richtig zu kombinieren und ihre Mittel mit den Erfolgen, ihre Anstrengungen mit den Widerständen richtig einzuschätzen. Wie groß auch ihre Kühnheit und wie ausgedehnt ihre Erfolge waren, sie sind nur dadurch durchgedrungen, daß sie sich den Umständen anpaßten. Sie haben den Krieg immer wissenschaftlich geführt. Darum allein sind sie unsere großen Vorbilder, und man muß sie nachahmen, um sie annähernd erreichen zu können.

Was mich selbst betrifft, so hat man meine größten Taten dem Glück in die Schuhe geschoben, und man wird nicht verfehlen, mir persönlcih an meinen Niederlagen schuld zu geben. Wenn ich aber die Geschichte meiner Feldzüge schreibe, so wird man mit Erstaunen sehen, daß ich in beiden Fällen, wie überhaupt stets, meinen Verstand und mein Talent in Einklang mit diesen Prinzipien gesetzt habe.

Philosophie der Schlacht. Eine Schlacht ist eine dramatische Aktion, die einen Anfang, einen Knoten und einen Ausgang hat. Die Schlachtordnung beider Heere und die ersten Bewegungen, die zum Zusammenstoß führen: das ist die Exposition des Dramas. Die Gegenbewegungen der feindlichen Armee bilden den Knoten. Das führt zu neuen Dispositionen und führt die Krisis herbei.

Es gibt einen Augenblick in den Schlachten, wo das kleinste Manöver entscheidet und die Überlegenheit verschafft. Es ist der Tropfen Wasser, der überlaufen mag.

Eine ständige Schlachtordnung läßt sich nicht vorschreiben. Das Terrain allein darf nicht über die Schlachtordnung entscheiden, die vielmehr durch alle Umstände insgesamt bestimmt wird. Die Todeschancen in der Schlacht sind noch nicht 1 zu 30. Bei Wagram, einer der blutigsten Schlachten gab es nur 3000 Tote auf 160 000 Mann, also noch nicht einmal den 50. Teil. Bei Eßlingen waren es vielleicht 4000 auf 40 000, und das war eine der schlimmsten Schlachten. In allen anderen Gefechten waren die Verluste bei weitem geringer.

Man macht sich eine viel zu geringe Vorstellung von der Seelenstärke, die notwendig ist, mit voller Überlegung eine große Schlacht zu liefern, von der vielleicht das Schicksal eines Heeres, eines Landes, der Besitz eines Thrones abhängt. Nur selten zeigen die Generäle Eifer sich zu schlagen. Sie nehmen zwar ihre Stellungen ein, setzen sich fest, überlegen die Operationen, aber dann beginnt ihre Unentschiedenheit, und doch ist nichts so wertvoll, wie die Gabe im rechten Augenblick einen Entschluß zu fassen.

LITERATUR, KUNST UND THEATER.

Die Tragödie. Es herrscht eine große Leere in der französischen Tragödie; überdies ist die Tragödie auf unserem Theater bis auf ein paar seltene Ausnahmen griechisch oder römisch geblieben. Woher kommt diese Leere? Offenbar von der gänzlichen Abwesenheit eines höheren Gedankens, der über der dramatischen Handlung steht, oder, um es anders auszudrücken, eines geheimen Hebels, der alles in Bewegung setzt. Die Alten hatten das Schicksal, dem selbst die Götter unterworfen waren, und diese höheren Mächte sind ganz natürlich, da die Ereignisse in den Dramen an das religiöse Moment anknüpfen. Bei uns liegen die Dinge aber anders. Es herrscht eine vollständige Trennung zwischen Theater und Kirche. Die Kirche belegt das Theater mit dem Anathem. Man muß also die höhere Idee anderswo suchen. Mangels der Religion halte man sich an die Politik. Ja, im modernen Drama muß die Politik das Schicksal ersetzen.

(Audibert, Histoire et roman.)

Lesage. Der Kaiser hat ‚Turcaret' gelesen und trotz allen Geistes, der darin zu finden ist, fühlt er sich abgestoßen durch die Verworfenheit des Stückes. Aber, bemerkt er, das ist gerade das Charakteristische an Lesage.

Der Kaiser ist entzückt von Racine und findet Wundervolles in ihm. Er bewundert Corneille außerordent-

lich und er hält sehr wenig von Voltaire, der weder die Menschen noch die Dinge, noch das richtige Maß der Leidenschaften kenne.

Erstaunlich ist, wie wenig Voltaire die Lektüre verträgt. Wenn die pomphafte Diktion, die szenische Wirkung Kritik und Geschmack nicht mehr beeinflssen, so verliert er sofort ganz außerordentlich. Man hat Mühe, alsdann zu glauben, daß Voltaire in der Revolution zeitweilig Corneille und Racine entthront habe. Man war über ihren Schönheiten eingeschlafen. Dem ersten Konsul verdankt man das Erwachen.

Die hohe Tragödie ist die Schule der großen Männer. Es war die Pflicht der Herrscher, sie zu begünstigen und verbreiten zu helfen. Es war nicht notwendig, daß man ein Dichter war, um sie zu beurteilen. Es genügte, die Menschen und Dinge zu kennen, Erhebung in sich zu spüren und ein Staatsmann zu sein. Die Tragödie erwärmt die Seele, erhebt das Herz, kann und soll Helden schaffen. In dieser Hinsicht dankt Frankreich Corneille vielleicht einen Teil seiner schönen Taten. Lebte er, ich würde ihn zum Prinzen machen.

Die Vorliebe für England beruht auf Worten. Es steht ebenso mit den schönen Künsten. Shakespeare war seit zwei Jahrhunderten selbst in England in Vergessenheit geraten. Es gefiel Voltaire, der in Genf lebte und viele Engländer sah, diesen Autor zu loben und man wiederholte, daß Shakespeare der erste Schriftsteller der Welt sei. Ich habe ihn gelesen. Es ist nichts darin, das Corneille oder Racine auch nur annähernd erreichte. Es ist unmöglich, eines seiner Stücke zu lesen, sie erwecken Mitleid. Was Milton anbelangt, so hat nur sein Anruf an die Sonne Wert und zwei oder drei weitere

Stücke. Der Rest ist nur eine Rhapsodie. Vély ist mir lieber als Hume, Frankreich braucht England, ein Land, das seine Einwohner so rasch als möglich verlassen, um nichts zu beneiden. Zur Zeit leben mehr als 40 000 Engländer auf dem Festlande. (Thibeaudeau.)

Talma (als Nero in Britannicus). Ich möchte in Eurem Spiel in höherem Maße erkennen, wie eine schlechte Natur mit einer guten Erziehung in Konflikt gerät. Ihr solltet auch sparsamer in Euren Gesten sein. Solche Naturen sprechen sich nicht so aus, sie sind mehr innerlich. Im übrigen kann ich die Einfachheit und Natürlichkeit, die Eure Darstellung der Tragödie wieder gegeben hat, gar nicht genug rühmen. In der Tat, wenn Personen von Rang, ob sie nun ihre Würde der Geburt oder dem Talent verdanken, erschüttert oder tiefen Gedanken hingegeben sind, so sprechen sie ohne Zweifel lauter, aber ihre Sprache darf trotzdem weder weniger wahr, noch weniger natürlich sein. (Tissot.)

Ihr kommt oft vormittags zu mir. Da kommen Prinzessinnen, denen man den Geliebten geraubt hat. Fürsten, die den Verlust ihrer Staaten beklagen, ehemalige Könige, denen der Krieg ihre höchste Würde genommen hat, Generäle, die auf Kronen hoffen oder sie fordern. Um mich herum erblickt man enttäuschten Ehrgeiz, leidenschaftliche Nebenbuhler, Katastrophen und verheimlichte Schmerzen. Endlich offen ausbrechende Trauer. Das alles ist das wahrhaft Tragische. Mein Schloß ist voll davon, und ich selbst bin sicherlich die am meisten tragische Person meiner Zeit. Nun wohl! Seht Ihr, daß wir die Arme in die Luft schwenken, unsere Gesten studieren, Attituden einnehmen, die Mienen der

Großen affektieren? Hört Ihr nur einen Schrei ausstoßen? Ohne Zweifel nein, wir sprechen natürlich wie jeder spricht, der von einem Interesse oder einer Leidenschaft beherrscht ist. Ebenso taten vor mir die Personen, die auf dem Welttheater agierten und Tragödien auf dem Thron gespielt haben. Über diese Beispiele sollte man nachdenken. (Tissot.)

Nach meinem Prinzip, jedes Verdienst gleich zu achten und eine Ehrung allgemein zu machen, trug ich mich mit dem Gedanken, das Ehrenkreuz an Talma zu verleihen. Jedoch ich ließ mich von der Mode und dem Herkommen sowie von der Lächerlichkeit unserer Vorurteile abhalten.

Die Oper kostet der Regierung jährlich 800 000 Frcs., aber man muß ein Institut erhalten, das der nationalen Eitelkeit schmeichelt. Man kann es unterstützen, ohne dafür eine neue Steuer heranzuziehen. Man braucht nur die Oper gegenüber den andern Theatern durch gewisse Privilegien zu beschützen. Das Théâtre français verdient auf die gleiche Weise erhalten zu werden, weil es auch an dem nationalen Ruhm teil hat. Das Théâtre français müßte sonntags die Parterreplätze auf 20 Sous ermäßigen, um dem Volk den Besuch zu ermöglichen. Man soll sich nicht immer nach dem Vorhandenen richten, als sei es unmöglich, Verbesserungen zu treffen.

Man tritt für eine völlige Freiheit der Theater und des Repertoirs ein. Das Publikum, meint man, würde im Vorteil sein, wenn es zwei Opern und zwei Théâtres français gäbe. Der Vorteil kommt aber nur einigen Personen zugute, die damit die alte gute Zeit der großen Schauspiele wiederherzustellen hoffen.

ALLGEMEINES.

Charlatane. Man spricht mit dem Kaiser von Träumen, Vorahnungen, vom Hellsehen und brachte wie immer bei solchem Thema Gemeinplätze vor. Alle diese Charlatanerien und viele andere, meinte Napoleon, wie die von Cagliostro, Mesmer, Gall, Lavater usw. werden durch die einzige und doch so einfache Überlegung verneint: Das alles ist möglich, aber es ist nicht vorhanden.

Der Mensch liebt das Wunderbare, das für ihn einen unvergleichlichen Reiz besitzt. Er ist stets bereit, das Wunderbare, das ihn umgibt, gegen eine neue Erdichtung zu vertauschen und gibt sich willfährig der Täuschung hin. Tatsächlich besteht alles um uns herum aus Wundern. Es gibt kein einziges wirkliches Phänomen, alles in der Natur ist Phänomen. Meine Existenz, das Holz, das man in den Kamin legt, und das mich erwärmt, das Licht, das mich erleuchtet. Alle ersten Ursachen, mein Verstand, meine Gaben. Dies alles existiert und bleibt doch für uns irrationell. Ich verlasse Sie hier, ich bin in Paris, trete in die Oper ein, begrüße die Zuschauer, höre Beifallsrufen, sehe die Schauspieler und lausche der Musik. Nun, wenn ich St. Helena auf diese Art im Geist verlassen kann, warum soll ich nicht auch die Entfernung der Jahrhunderte überbrücken können. Ist das eine außerordentlicher und wunderbarer als das andere? Nein, nur einzig und

allein, es ist nicht. Diese Überlegung wird stets ohne Einwand alle Wunder der Einbildung zerstören. Alle diese Charlatane sagen sehr geistvolle Sachen.

Ihre Gedankengänge können richtig sein, sie verführen; nur der Schluß ist falsch, weil jede tatsächliche Unterlage fehlt.

Mesmer und der Mesmerismus haben sich nie von dem Bericht erholt, den Bailly im Namen der Akademie der Wissenschaften abgestattet hat. Mesmer brachte Wirkungen bei einer Person hervor, die er Aug' in Auge magnetisierte. Dieselbe Person, ohne ihr Wissen von hinten magnetisiert, spürte aber gar nichts mehr. Es lag aber ihrerseits ein Irrtum der Einbildung, eine Sinnestäuschung vor: Es war der Fall des Schlafwandlers, der nachts auf den Dächern ohne Gefahr herumspazierte, weil er keine Furcht hat. Am Tage würde er schwindlich werden und den Hals brechen.

Ich stellte eines Tages in öffentlicher Audienz den Charlatan Puységur mit seiner Schlafwandlerin auf die Probe. Er stellte sich sehr hochmütig; ich schlug ihn mit den einzigen Worten zu Boden: Wenn sie gar so klug ist, so soll sie uns irgend etwas Neues sagen. In zweihundert Jahren werden die Menschen sehr große Fortschritte gemacht haben. Sie erzähle uns genauer von einem einzigen. Oder sie soll mir sagen, was ich in acht Tagen machen werde. Oder sie soll die Nummern sagen, die morgen bei der Lotterie herauskommen werden usw.

Gall gegenüber verfuhr ich ebenso und habe viel zu seiner Vernichtung beigetragen. Corvisart*) war sein begeisterter Anhänger: Er und seinesgleichen haben

*) Napoleons Leibarzt.

viel für den Materialismus übrig, der ihr Wissen und ihr Gebiet erweitern würde. Aber die Natur ist keineswegs so arm. Wäre sie grob genug, sich durch äußerliche Formen anzuzeigen, so machten wir raschere Fortschritte und wären längst gescheiter. Ihre Geheimnisse sind aber feiner und zarter und flüchtiger. Bis heute entziehen sie sich jedem. Ein kleiner buckliger Kerl kann ein Genie sein, und ein schöner Mann nur ein Dummkopf. Ein breiter Schädel mit einem dicken Getirn hat vielleicht keinen Gedanken, während ein klienes Gehirn eine außerordentliche Intelligenz besitzt. Und denken Sie die Dummheit Galls: er schreibt gewissen Auswüchsen Neigungen und Verbrechen zu, die gar nicht in der Natur liegen, sondern erst durch die Gesellschaft und die Konventionen bedingt werden. Was wird denn aus dem Diebstahlshöcker, wenn es gar kein Eigentum gäbe? Was aus dem Trunkenheitshöcker ohne Spirituosen? Was aus jenem Höcker, der auf den Ehrgeiz hinweist, falls keine Gesellschaft existierte?

Es steht genau so mit dem unbedeutenden Charlatan Lavater und den Beziehungen, die er zwischen dem Physischen und Moralischen aufstellt. Unsere Leichtgläubigkeit liegt in unserer Natur begründet. Wir neigen dazu, uns sofort mit positiven Ideen schmücken zu wollen, vor denen wir uns im Gegenteil sorgfältig hüten müßten. Kaum sehen wir die Züge eines Menschen, und sofort maßen wir uns an, seinen Charakter zu kennen. Die Klugheit müßte uns vielmehr gebieten, solche Gedanken zurückzuweisen, diese trügerischen Begleiterscheinungen völlig beiseite zu lassen. Irgendeiner hat mich bestohlen; er hatte graue Augen. Gleich werde ich keinen Menschen mit grauen Augen mehr se-

hen, ohne an Diebstahl zu denken. Eine Waffe hat mir eine Verletzung zugefügt, und ich fürchte mich vor ihr, wo ich sie sehe. Aber sind es denn die grauen Augen, die mich bestohlen haben? Die Vernunft und die Erfahrung, zu der ich oft genug Gelegenheit hatte, zeigen uns, daß alle diese äußeren Anzeichen trügerisch sind und daß man sich gar nicht genug davor in acht nehmen kann. Es gibt kein anderes Mittel, Menschen sicher zu beurteilen und sie genau kennen zu lernen, als indem man sie sieht, sie auf die Probe stellt und mit ihnen verkehrt. Trotz alledem trifft man so häßliche Erscheinungen, daß selbst die stärkste Vernunft zuerst in die Flucht geschlagen wird und trotz aller Vernunftgründe zu einem Verdammungsurteil gelangt.

Die Presse. Ein wirksames Mittel zur geistigen Belebung wäre eine wirklich gute Zeitung mit aufklärender, wohlwollender und unparteiischer Kritik, die sich frei hielte von der Gehässigkeit und dem Schimpfton der gegenwärtigen Blätter, die so stark im Widerspruch mit den Sitten der Nation stehen. Die gegenwärtigen Blätter üben die Kritik nicht aus, um die Mittelmäßigkeit zu erdrücken, die Unerfahrenen zu leiten und das keimende Verdienst zu ermutigen. Alles, was sie veröffentlichen, dient der Entmutigung und Zerstörung. Vielleicht sollte der Minister des Innern hier Abhilfe schaffen. Gleichwohl darf man sich nicht verhehlen, daß man leicht die eine Klippe vermeiden könnte, um an der andern zu stranden. Es könnte geschehen, daß man überhaupt nicht mehr zu kritisieren wagt und in den nicht weniger großen Fehler der allgemeinen Lobhudelei verfiele. Die Verfasser der schlechten Schriften,

mit denen wir überschwemmt werden, würden sich dann in den gelesenen Zeitschriften gelobt sehen und von der Genialität ihrer Werke überzeugt finden. So leichte Triumphe würden die Schar ihre Nachahmer nur noch vermehren. Das Mißliche der gegenwärtigen Verhältnisse liegt darin, daß man nicht zugunsten der Menschen, die mit Erfolg schaffen, urteilt.

Schwarze Kabinette. Die übertriebene Beaufsichtigung der Korrespondenz der Bürger richtet nur Schaden an. Verschwörungen schlagen nur selten diesen Weg ein, und die inviduellen Anschauungen, von denen wir aus aufgefangenen Briefen Kenntnis erhalten, können infolge unseres Charakters dem Fürsten eher schädlich als nützlich sein. Über was alles beklagt sich nicht der mitteilungsbedürftige und lebhafte Franzose? Wenn ich jemanden beim Aufstehen schlecht behandle, so wird er im Laufe des Tages schreiben, ich sei ein Tyrann; während er mich tags vorher vielleicht mit Lob überhäuft hat. Am nächsten Tage aber wird er vielleicht sein Leben für mich hergeben wollen. Durch die Verletzung des Briefgeheimnisses, die in uns Mißtrauen und Vorurteile wach ruft, kann ein Fürst seine besten Freunde verlieren. Überdies sind die wirklich gefährlichen Feinde viel zu schlau, um sich dem auszusetzen.

AUS CONSTANT UND CHAPTAL.

Die Nation hat sich zwölf Jahre lang von jeder politischen Bewegung fern gehalten, und seit einem Jahre darf sie sich auch vom Kriege ausruhen. Diese doppelte Ruhe hat ihr das Bedürfnis nach Tätigkeit erweckt. Sie will oder glaubt doch eine Tribüne und Versammlungen zu wünschen; sie hat diesen Wunsch durchaus nicht immer gehegt. Das Volk hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich die Zügel der Regierung ergriff. Sie müssen sich darauf besinnen, da Sie damals Opposition zu machen versuchten. Wo fanden Sie eine Stütze und wo blieb Jhre Macht? Nirgends. Ich habe mir weniger Macht zugesprochen, als ich hätte tun können ... Heut hat sich alles geändert. Eine schwache Regierung, die den nationalen Interessen widerspricht, zwingt sie, sich im Verteidigungszustand zu halten und die Behörden zu belästigen. Man scheint wieder Geschmack zu finden an Verfassungen, Debatten, Ansprachen ... Indes will das alles nur die Minorität, täuschen Sie sich darüber nicht. Das Volk, oder besser die Menge, will nur mich haben. Haben Sie nicht gesehen, wie die Menge mir nachdrängt, aus den Bergen zuläuft, mir zuruft, mich sucht und begrüßt? Als ich von Cannes hier eintraf, brauchte ich nicht zu erobern, sondern nur zu regieren. Ich bin nicht nur, wie man sich ausgedrückt hat, der Kaiser der Soldaten, sondern auch der der Bauern, des niederen Volkes, ganz Frankreichs. Trotz allem was geschehen ist, läuft das Volk mir wieder

zu: es bestehen zwischen uns Sympathien. Mit den privilegierten Klassen steht es anders. Der Adel hat mir gedient, seine Mitglieder sind in meine Vorzimmer geströmt. Jeden erdenklichen Posten hat er angenommen oder sich darum beworben. Es waren Montmorency, Noailles, Rohan, Beauveau, Mortemart, darunter. Indes es hat keine innere Verwandtschaft zwischen uns bestanden. Das gut dressierte Pferd machte seine Courbetten, aber ich fühlte, wie es knirschte. Es ist anders mit dem Volke; seine Ader ist mit mir verwandt, ich bin aus dem Volke hervorgegangen und verstehe es, auf die Masse einzuwirken. Sehen Sie sich die Konskribisten an, diese Bauernsöhne; nie habe ich ihnen geschmeichelt, sondern sie im Gegenteil hart behandelt. Dennoch haben sie sich um mich geschart und „es lebe der Kaiser" gerufen! Wir sind aus ein und demselben Holze. In mir sehen sie ihre Stütze, ihren Helfer gegen den Adel. Ich brauche nur ein Zeichen zu geben oder auch nur wegzublicken, und man wird überall in den Provinzen den Adel totschlagen. Er hat in den letzten sechs Monaten so vortrefflich gearbeitet. Ich will aber nicht als König aus einem Bauernaufstand hervorgehen. Wenn es eine Möglichkeit gibt, verfassungsmäßig zu regieren, so bin ich es zufrieden. Ich habe nach der Weltherrschaft gestrebt, und um sie mir zu sichern, brauchte ich eine unbegrenzte Macht. Jetzt, wo es sich nur um Franreich handelt, ist eine Verfassung vielleicht mehr am Platze ... Ich habe die Herrschaft der Welt gewollt und wer hätte es nicht an meiner Stelle ebenfalls getan? Die Welt fordert mich auf, sie zu regieren; Herrscher und Untertanen drängten sich unter mein Szepter. Nur selten fand ich Widerstand in Frankreich, aber ich fand ihn noch öfter

bei unbekannten und ohnmächtigen Franzosen, als bei all diesen Königen, die heut so stolz sind, daß sie keinen Mann des Volkes mehr zu ihresgleichen zählen. Sagen Sie also was Ihnen möglich erscheint! Eröffnen Sie mir Ihre Ideen! Freie Wahlen? Öffentliche Debatten? Verantwortliche Minister? Freiheit? Ich stimme dem allen zu. Vor allem ist es Unsinn, die Freiheit der Presse unterdrücken zu wollen; ich bin davon überzeugt. Ich bin ein Mann des Volkes; will es wirklich die Freiheit, so bin ich sie ihm schuldig; ich habe seine Souveränität anerkannt und höre auf seinen Willen, sogar auf seine Launen. Ich habe das Volk niemals selbstisch unterdrücken wollen; ich hatte große Absichten. Das Schicksal hat darüber entschieden, ich bin kein Eroberer mehr und kann es nicht mehr sein. Ich weiß, was im Bereich der Möglichkeit steht; ich habe nur noch eine Aufgabe: das ist, Frankreich wieder aufzurichten und ihm ein passendes Regierungssystem zu geben. Ich bin kein Feind der Freiheit; ich habe sie fortgeschoben, als sie mir hinderlich in den Weg trat, aber ich begreife sie und bin in ihren Ideen aufgewachsen. Das Werk von fünfzehn Jahren ist zerstört und kann nicht von neuem begonnen werden. Man müßte sonst zwanzig Jahre und zwei Millionen Menschen zum Opfer bringen. Übrigens wünsche ich den Frieden, aber ich kann ihn nur durch Siege erlangen. Ich will Sie nicht in solche Hoffnungen wiegen; man spricht von Unterhandlungen, ich lasse sie sprechen, aber es ist nicht wahr. Ich sehe einen schweren Kampf, einen langen Krieg bevor. Um ihn auszuhalten, brauche ich die Hilfe der Nation, sie wird als Gegenleistung mehr Freiheit verlangen und sie erhalten. Die Lage der Dinge ist neu. Ich lasse mich gern aufklären.

Ich werde alt; man ist mit 45 Jahren nicht mehr so wie mit 30. Die Ruhe eines verfassungsmäßigen Königtums sagt mir zu, und sie wird in noch höherem Maße meinen Sohn befriedigen.

(Benjamin Constant: „Memoiren über die hundert Tage.")

Frankreich kennt meine Stellung nicht und beurteilt deshalb die meisten Handlungen, die mich zum Urheber haben, ganz falsch. Fünf oder sechs Familien haben die Throne Europas unter sich verteilt und sehen nun mit Schmerz, wie ein Korse sich auf einen gesetzt hat. Ich kann mich nur mit Gewalt auf meinem Throne erhalten; ich kann die Souveräne nur dadurch gewöhnen, mich für ihresgleichen zu halten, daß ich sie ständig unterjoche. Meine Herrschaft ist zu Ende, sobald ich nicht mehr gefürchtet bin. Ich darf also keine neue Unternehmung zulassen. Ich kann nicht dulden, daß man mich bedrohe, ohne durch einen Schlag zu erwidern. Was für einen König von alter Abstammung gleichgültig wäre, ist für mich eine äußerst ernste Angelegenheit. Ich werde in dieser Haltung verharren, solange ich lebe, und wenn mein Sohn kein großer Feldherr ist, wenn er mir nicht nachschlägt, so wird er von dem Throne, für den ich ihn erzogen habe, heruntersteigen müssen, denn mehr als ein Mann ist nötig, um eine Monarchie zu befestigen. Louis XIV. hätte trotz so vieler Siege am Ende seines Lebens sein Szepter verloren, wenn er es nicht von einer langen Reihe von Königen geerbt hätte. Unter den alten Herrschern hat ein Krieg immer nur die Zerstückelung einer Provinz oder die Wegnahme eines Platzes zum Zwecke gehabt, bei mir dagegen handelt es sich stes um meine Existenz und um die des ganzen Reiches.

Im Innern gleicht meine Stellung in keiner Weise der der älteren Fürsten. Sie können gelassen auf ihren Schlössern leben, sie können sich ohne Scheu allen Ausschweifungen hingeben. Niemand wird ihnen trotzdem ihr legitimes Recht bestreiten, niemand denkt daran, sie durch einen anderen zu ersetzen. Niemand klagt sie der Undankbarkeit an, weil niemand mitgeholfen hat, sie auf den Thron zu setzen. Bei mir liegen die Dinge aber ganz anders. Es gibt keinen General, der nicht glaubt, dieselben Ansprüche auf den Thron zu haben wie ich. Jeder Mann von Einfluß bildet sich ein, mir den Weg am 18. Brumaire geebnet zu haben. Ich bin also genötigt, sehr streng gegen diese Leute zu sein. Wenn ich mich freundschaftlich mit ihnen stellte, so würden sie sich bald in meine Macht und in den Staatsschatz teilen. Sie lieben mich nicht, aber sie haben Furcht vor mir, und das genügt mir vollkommen. Ich bringe sie in der Armee unter, ich gebe ihnen Befehlshaberstellen, aber ich überwache sie. Sie wollten sich meiner Herrschaft entziehen und aus Frankreich einen Feudalstaat machen. Ein Wort hat genügt, um dieses Komplott zu vereiteln. Solange ich lebe, werden sie nicht gefährlich werden. Erlitte ich aber eine große Niederlage, so würden sie mich zuerst im Stiche lassen.

Nach innen wie nach außen herrsche ich nur durch die Furcht, die ich einflöße. Wenn ich dieses System aufgäbe, würde ich den Thron verlieren. Das ist meine Stellung und das sind die Motive meines Handelns.

Man pflegt Bonaparte als einen Ungläubigen, einen Atheisten usw. anzusehen. Ich kann diese Meinung nicht teilen, und alle die, welche ihm während

seiner Konsulatsjahre gekannt haben, werden mit mir übereinstimmen. Damals war Bonaparte zwar nicht fromm, aber er glaubte an die Existenz Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele. Er sprach stets mit Ehrfurcht von der Religion und machte sich über die Atheisten lustig. Vor allem glaubte er, daß ein Volk ohne Religion nicht existieren könne. Bevor er die Wiederherstellung des Kultus proklamierte und besonders als er sich mit diesem Plane beschäftigte, sprach er in diesem Sinne mit allen Personen seiner näheren Umgebung, ohne daß jemand die bevorstehende Ausführung ahnte. Er sagte oft, die Kaiser von Rußland und von Konstantinopel hätten den ungeheuren Vorteil vor ihm voraus, daß sie über das Gewissen beföhlen. Er setzte hinzu: „Ich kann zu dieser Macht nicht gelangen, aber wenigstens darf ich mir das Gewissen meiner Untertanen nicht entfremden. Ich muß also dem Volke alle seine religiösen Rechte wieder geben. Die Philosophen werden darüber lachen, aber die Nation wird mich dafür segnen“ . . .

Seine Streitigkeiten mit dem Papst haben ihn mehrere Jahre hindurch ernstlich beschäftigt. Er hat nacheinander die Vernunft und die Gewalt gebraucht, um ein Ende zu machen. Er hat den Greis, der auf dem Kirchenthron saß, auf jede Weise gepeinigt. Er hat ihn beraubt und verbannt. Er versuchte, ihn durch Bischöfe und Kardinäle zu umgarnen; gleichwohl ist dieser ehrwürdige Mann seinen Grundsätzen treu geblieben. Jedenfalls haben die Streitigkeiten Ergebnisse gezeitigt, die man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Ohne ein Frömmler zu sein, war Bonaparte religiös, und ohne die Zwistigkeiten mit dem Papst wäre er sicher mit 45

Jahren ein frommer Mann geworden. Er glaubte an das Schicksal und bekannte sich sogar öffentlich dazu. Zwischen einem Fatalisten und einem Pietisten ist aber kein großer Unterschied. Die Streitigkeiten veranlaßten ihn, viele Kontroverseschriften zu lesen und eine große Anzahl von Bischöfen und Kardinälen um Rat zu fragen. Da er nun in den Büchern nur Wust fand und bei den Geistlichen in allen Punkten vollständige Unstimmigkeit herrschte, so begriff er allmählich, daß es auf dem Glaubensgebiete nichts Festes und absolut Sicheres gäbe. Er sagte oft, jeder Priester habe seine Religion für sich, die des Papstes unterscheide sich von der der Kardinäle, die wieder ihrerseits verschiedener Meinung seien. Der Erzbischof von Tours habe entgegengesetzte Anschauungen wie der Bischof von Nantes, und der von Nantes denke wieder anders wie der von Evreux usw. Daraus schloß er, daß es bei den religiösen Grundsätzen nichts Sicheres gäbe . . .

Der Kaiser hatte die Religion von Duvoisin, dem Bischof von Nantes und vortrefflichen ehemaligen Professors der Sorbonne, angenommen. Das war sein Orakel. Ich erinnere mich, daß er mir am 24. Dezember 1813 in einer langen Unterhaltung über Religion gesagt hat: „Die Kaiserin berichtete dem Bischof von Nantes und gestand, Freitags und Sonnabends Fleisch zu essen. Der Bischof fragte darauf, ob der Kaiser es auch täte. Sie sagte: „Ja." „Nun wohl," meinte der Bischof, „dann tun Sie gut, es wie der Kaiser zu halten. Sie müssen immer annehmen, daß er dazu die Erlaubnis hat, für sich und seine Familie. Jede andere Haltung Ihrerseits müßte den Kaiser beleidigen."

Die Kaiserin holte sich dann Rat bei dem Kardinal

Fesch, der ihr sagte, wenn der Kaiser ihr befehle, an den Festtagen Fleisch zu essen, so solle sie ihm den Teller ins Gesicht werfen. „Da haben Sie," sagte Napoleon, „zwei Hüter der Gesetze mit entgegengesetzten Anschauungen. Aber der erste ist aufgeklärt und urteilt nach Prinzipien; der andere ist ein Dummkopf, der sich Anhänger schaffen will, indem er eine Strenggläubigkeit heuchelt, die er privatim gar nicht zeigt."

In der Zeit, in derer die Juden in Paris zu einem Sanhedrin versammelt hatte, war ich eines Tages zu einem Diner, bei dem Napoleon lustig über alles Mögliche plauderte. Plötzlich tritt der Kardinal Fesch ein mit einem sorgenvollen Gesichte, das dem Kaiser sofort auffiel. „Was haben Sie denn?" „Was ich habe, ist leicht zu verstehen. Wollen Sie denn das Ende der Welt?" „Wieso?" fragte der Kaiser. „Wissen Sie nicht, daß die heilige Schrift das Ende der Welt für den Zeitpunkt ankündigt, an dem die Juden als Staatsbürger anerkannt werden?" Jeder andere hätte über diese Torheit des Kardinals gelacht. Aber der Kaiser verfiel sofort in einen anderen Ton, schien besorgt, erhob sich von der Tafel, ging mit dem Kardinal in sein Kabinett und kam erst eine Stunde später heraus. Am übernächsten Tage wurde der Sanhedrin aufgelöst. Der Kaiser steckte damals noch tief in seinem Glauben an das Schicksal, die Religion usw.

Napoleon liebte die schönen Künste nicht; wahrscheinlich hat die Natur ihm das Verständnis, das zu ihrer Würdigung notwendig ist, versagt. Er war sogar so beschränkt in dieser Hinsicht, daß er nie begriff, wie man sich für ein Bild, oder eine Statue begeistern könne.

Es handelte sich doch stets um Kopien der Natur und es bestände kein großes Verdienst darin, zu kopieren oder nachzuahmen. Da er aber wußte, daß seine Anschauungen in dieser Hinsicht keineswegs allgemein geteilt wurden, so tat er, als interessiere er sich für den Fortschritt der schönen Künste, und tatsächlich hat er den Künstlern oft Arbeit gegeben. Seine Siege, seine Monumente, sein Leben gaben zahlreiche und großartige Sujets ab, die er gerne der Nachwelt überlieferte.

Aus Politik oder in prahlerischer Absicht ermutigte er die Künste, aber niemals aus jenem Kulturgefühl heraus, das uns eine Nation in ihrer Zivilisation nach ihren Denkmälern und den Zeugnissen des Genies beurteilen läßt. Ich habe ihn mehrfach sagen hören, daß von allen Kunstgegenständen die ägyptischen Pyramiden und die Figur des Riesen Frion ihn am stärksten in Erstaunen gesetzt hätten. Es war sonderbar ihn zu sehen, wenn er das schöne Museum seiner Hauptstadt durcheilte. Vor den Meisterwerken aus allen Jahrhunderten blieb er regelmäßig gleichgültig und ging an ihnen vorüber. Wenn man seine Aufmerksamkeit dann auf eins lenkte, so fragte er kühl: „Von wem ist es?“ ohne jedoch irgendeine Bemerkung zu machen und ohne auch nur den geringsten Eindruck zu bezeigen.

Man hat ihm gesagt, David sei der erste Maler seines Jahrhunderts. Er glaubte es und wiederholte es, ohne aber sich jemals irgendwie über die Natur seines Talentes einzulassen und etwa Vergleiche mit den anderen zeitgenössischen Malern anzustellen. Man bemerkte leicht den Zwang, den er jedesmal in dieser Situation empfand, und wie er bestrebt war, so rasch als möglich aus dieser Verlegenheit herauszukommen.

Jeder Mensch kann einen Feldzugsplan entwerfen, aber nur wenige sind imstande, wirklich einen Krieg zu führen, denn nur das militärische Genie ist in der Lage, sich den Ereignissen und Umständen anzupassen. Infolgedessen sind die besten Strategen oft schlechte Generäle gewesen. Ich bin ein zu bedeutender Feldherr, um den Generälen, die in Spanien kommandieren, Befehle zu erteilen. Von den Tuilerien aus kann man keine Armee dirigieren.

Die erste Aufgabe eines Feldherrn besteht darin, den Geist des Soldaten zu kennen und sein völliges Vertrauen zu gewinnen. In beider Hinsicht ist der französische Soldat schwerer zu dirigieren als irgendein anderer. Er ist keine Maschine, die man in Bewegung setzt, sondern ein Vernunftwesen, das man leiten muß.

Der französische Soldat besitzt eine ungeduldige Tapferkeit und ein Ehrgefühl, die ihn zu den größten Anstrengungen befähigen. Ihm tut aber eine strenge Disziplin not und man darf ihn nicht lange in Untätigkeit lassen.

Der französische Soldat urteilt, weil er Intelligenz besitzt. Er hat ein strenges Urteil über das Talent und die Tapferkeit seiner Offiziere. Er diskutiert über einen Feldzugsplan und alle militärischen Manöver. Er kann alles, sobald er die Operation gutheißt und vor seinen Führern Respekt hat. Im gegenteiligen Falle aber darf man nicht auf Erfolge hoffen. Er ist der einzige europäische Soldat, der sich mit leerem Magen schlagen kann. Wie lange auch ein Schlacht dauert, er vergißt zu essen, wenn noch irgendwelche Gefahr besteht. Dagegen ist er anspruchsvoller als jeder andere, wenn er nicht mehr vor dem Feind steht.

Der französische Soldat ist unermüdlich in der Verfolgung eines Feindes. Er macht unter Umständen zehn bis zwölf Wegstunden am Tage und schlägt sich dann noch am Abend zwei bis drei Stunden. Bei meinem ersten italienischen Feldzuge habe ich oft aus dieser Fähigkeit Nutzen gezogen.

Der gemeine französische Soldat ist an dem Siege mehr interessiert, als etwa bei dem russischen Heere ein Offizier. Den Hauptanteil am Siege wird er stets dem eigenen Korps zuschreiben.

Ein Rückzug ist mit französischen Truppen schwieriger, als mit Soldaten aus dem Norden. Der Verlust einer Schlacht nimmt ihm Kraft und Mut, schwächt das Vertrauen in seine Führer und bringt ihn zum Ungehorsam.

Der russische, preußische, deutsche Soldat bleibt aus Pflicht auf seinem Posten, der französische aus Ehrgefühl. Während die ersteren sich einer Niederlage gegenüber beinahe gleichgültig verhalten, wird der Franzose sofort niedergeschlagen. Die Entbehrungen, schlechte Wege, Regen, Wind, nichts kann den französischen Soldaten aufhalten, wenn er auf Erfolge hofft oder sie ausnützt.

Seine einzige Triebfeder ist die Ehre, und ihr muß muß man die Strafen und Belohnungen anpassen. Wenn die Strafen, die bei den nordischen Truppen üblich sind, jemals bei uns Eingang fänden, so würde man nur das Heer schwächen, das aufhören würde eine, Macht zu bilden.

Ein Witz des französischen Soldaten über seinen General, ein Lied, das seinen Jammer schildert, haben ihn oft schwere Entbehrungen vergessen und die stärksten Hindernisse überwinden lassen.

Der französische Soldat ist großmütig. Wenn er plündert, so tut er es, um auszugeben, niemals um sich zu bereichern. Hierzu habe ich von dem General Lariboisiure gehört, daß er bei einem Relais in Deutschland vier französische Grenadiere in einer Berline fand und daß einer, der die Post bezahlen sollte, den Postillon fragte, was für ein Trinkgeld ihm sein Kaiser bezahle. Auf die Antwort, er erhalte 5 Frcs. für die Post, drückte er ihm 6 Frcs. in die Hand, indem er sagte, er sei froh, seinem Kaiser eine Lektion in der Freigebigkeit erteilen zu können; er soll nicht verfehlen, es ihm zu sagen, wenn der Kaiser wieder einmal durchkäme.

Der französische Soldat schlägt sich tapfer, sobald er die Uniform an hat. Wenn er zwei Monate im Felde steht, ist er vollkommen eingeübt.

Die Aushebung bildet bürgerliche Heere, dagegen entstehen durch eine freiwillige Rekrutierung immer nur Heere aus Vagabunden und schlechten Subjekten. Die Ehre leitet die ersteren, während die anderen nur durch Disziplin in Schach zu halten sind.

Bei den Franzosen genügt es, wenn man gerecht ist. Gegen fremde Soldaten heißt es streng sein.

Ich bin in jungen Jahren an die Spitze des Heeres getreten. Mein erster Feldzug hat Europa in Staunen gesetzt; die Unfähigkeit des Direktoriums duldete mich nicht mehr auf dem Posten, den ich errungen hatte. Ich unternahm einen großartigen Feldzug, um die Gemüter zu beschäftigen und meinen Ruhm zu mehren. Meine Vorfahren haben ihre Zeit vergeudet oder schmähliche Niederlagen erlitten. Als ich Frankreich in einer verzweifelten Lage sah, kehrte ich zurück und sah den

Weg zum Throne nach allen Seiten offen. Ich bin hinaufgestiegen, als letzte Hoffnung der Nation.

Kaum auf dem Throne, sah ich, wie aufs neue die Ansprüche rege wurden. Moreau, Bernadotte, Masséna vergaben mir meine Erfolge nicht mehr. Ich habe sie nicht zu fürchten gehabt, aber ich mußte sie unterwerfen, und meine planmäßige Haltung ihnen gegenüber stand sofort fest.

Mehrmals haben sie versucht, mich zu stürzen oder mit mir zu teilen. Da die Teilung weniger gefährlich war, so heckten zwölf Generäle einen Plan aus, um Frankreich in zwölf Provinzen einzuteilen. Großmütig ließ man mir als Anteil Paris und sein Weichbild. Der Vertrag wurde in Ruel unterzeichnet. Masséna war dazu ausersehen, ihn mir zu bringen. Er weigerte sich und sagte, wenn er aus den Tuilerien träte, würde ihn meine Garde füsilieren. Der kannte mich wenigstens. Dann haben Pichegru und Moreau eine Verschwörung in Paris angestiftet. Man kennt das Ergebnis ihrer Intrigen. Meine Lage war ungewöhnlich, und entsprechend mußte meine Haltung sein.

Zwischen ihnen und mir durfte es nur Furcht und Hoffnung auf Gunst und Glück geben. Ich habe leider verschwendet. Ich habe Höflinge geschaffen, aber nie behauptet, mir Freude zu machen.

(Chaptal, Souvenirs. Gespräch vom 23. Febr. 1808.)

Die Personen, die sich Napoleon nur selten genähert haben oder ihn nur einige Augenblicke sahen, müssen ihn sehr ungünstig beurteilen. In der ersten Begegnung war er kalt und im Gespräch unbedeutend oder unhöflich; er verfügte nicht über jene angenehmen Umgangs-

formen der guten Gesellschaft oder einer sorgfältigen Erziehung. Einem Gesandten sagte er etwa: „Gefällt es Ihnen in Paris? Haben Sie Nachrichten von zu Hause?“ Das waren seine gewöhnlichen Redensarten. Begegnete er einem Senator oder Staatsrat, so hieß es: „Wie geht es, Herr? Es ist heut warm, es ist kalt oder naß.“ Trat er in einen Kreis von Frauen, so fragte er jede nach ihrem Namen, oft sogar die, die er seit langem kannte, und nur ausnahmsweise machte er ein Kompliment über ein Kleid, einen Diamanten usw.

Oft war er sogar unhöflich und grob. Bei einem Fest im Rathaus antwortete er einer Dame, die ihm eben ihren Namen genannt hatte: „Mein Gott, man hatte mir doch gesagt, Sie wären hübsch.“ Einer anderen: „Es war eine gute Zeit für Sie, während Ihr Gatte im Felde stand.“ Alten Leuten: „In Ihrem Alter lebt man nicht mehr lange.“ Jungen: „Haben Sie Kinder?“

Im allgemeinen hatte Napoleon den Ton eines schlecht erzogenen jungen Leutnants; bei der ersten Begegnung spürte man an ihm weder Geist noch irgendwelche Formen. Bei seinen kleinen Abenden sah ich, wie er pfeifend aus seinem Kabinett trat, Frauen ansprach, ohne seinen Gesang zu unterbrechen und zurückkehrte, indem er ein italienisches Lied sang. (Chaptal.)

GESPRÄCHE MIT NAPOLEON

NAPOLEON UND GOETHE.

Nach den Aufzeichnungen Talleyrands.

30. September 1808. ff.

Getreu seinem gegenwärtigen System, die Dinge absichtlich in die Länge zu ziehen, hatte Napoleon die ersten drei Tage so eingeteilt, daß man niemals Gelegenheit fand, mit ihm von Geschäften zu sprechen. Er frühstückte lange, empfing dabei und unterhielt sich gern. Mehrere dieser Dejeuners dauerten länger als zwei Stunden. Napoleon lud dazu die bedeutenden Männer ein, die nach Erfurt gekommen waren, um ihn zu sehen. Jeden Morgen studierte er wohlgefällig die Liste der Neuangekommenen. Als er eines Tages den Namen Goethe auf der Liste fand, ließ er ihn holen:

„Jerr Goethe, ich bin erfreut, Sie zu sehen."

„Majestät, ich sehe, daß, wenn Majestät reisen, Sie geruhen, den unbedeutendsten Dingen Ihre Aufmerksamkeit zu schenken."

„Ich weiß, Sie sind der erste tragische Dichter Deutschlands."

„Sire, Sie kränken unser Vaterland. Wir glauben unsere großen Männer zu haben: Schiller, Lessing und Wieland dürften Ew. Majestät bekannt sein."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich sie kaum kenne; freilich habe ich den dreißigjährigen Krieg gelesen, aber der

scheint mir doch nur tragische Stoffe für ein Boulevardtheater zu bieten."

„Sire, ich kenne Ihre Boulevards nicht, aber ich nehme an, daß dort Volksbelustigungen gegeben werden und bin traurig, Sie so streng über eines der größten Talente der Neuzeit urteilen zu hören."

„Sie wohnen meistens in Weimar; das ist der Sammelpunkt der berühmtesten deutschen Schriftsteller?"

„Sire, man schätzt Sie dort außerordentlich, aber augenblicklich ist in Weimar nur eine europäische Berühmtheit, nämlich Wieland, denn Müller*) lebt in Berlin."

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Herrn Wieland kennen zu lernen."

„Wenn Ew. Majestät mir gestatten, ihm das zu überbringen, so wird er bestimmt sofort hierher reisen."

„Kann er französisch?"

„Ja, er hat sogar einige französische Übersetzungen seiner Schriften selbst korrigiert."

„So lange Sie hier sind, müssen Sie täglich in unser Theater kommen. Es wird Ihnen Vergnügen machen, die guten französischen Tragödien zu sehen."

„Sire, ich werde sie gern sehr besuchen und ich gestehe Ew. Majestät, daß dies bereits vorher meine Absicht war; ich habe einige französische Schauspiele übersetzt oder besser nachgeahmt." „Und das wären?" „Mahomet und Tancred." „Ich werde Rémusat fragen, ob wir sie besetzen können. Ich würde mich freuen, Sie diese Stücke in unserer Sprache sehen zu lassen. Sie beachten die Regeln der Bühne nicht so streng wie wir." „Sire, die Frage der Einheiten spielt bei uns keine

*) Johannes von Müller, der Historiker.

so große Rolle.“ — „Wie gefällt Ihnen unsere Zusammenkunft?“ „Ausgezeichnet, und ich hoffe, daß sie unserem Lande nützlich sein wird.“ „Ist Ihr Volk glücklich?“ „Es hofft viel.“ „Herr Goethe, Sie sollten die ganze Zeit über hier bleiben und eine Beschreibung des großen Schauspiels geben, das Ihnen geboten wird.“ „Sire, eine solche Arbeit würde die Feder eines antiken Schriftstellers erfordern.“ „Gehören Sie zu den Verehrern des Tacitus?“ „Ich liebe ihn sehr.“ „Nun, ich nicht, aber sprechen wir ein andermal davon. Bitten Sie Herrn Wieland hierher zu kommen; ich werde seinen Besuch später, einer Einladung des Herzogs folgend, in Weimar erwidern. Ich freue mich darauf, die Herzogin wieder zu sehen; diese Frau hat große Verdienste. Der Herzog hat sich einige Zeitlang schlecht betragen, aber er hat sich gebessert.“ „Sire, wenn er sich schlecht betrug, so war die Besserung etwas stark, aber ich habe über diese Dinge kein Urteil abzugeben; er ist ein Beschützer der Wissenschaften und Künste, und wir haben allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein.“ „Herr Goethe, kommen Sie heute Abend in die „Iphigenie“. Das ist ein gutes Stück; ich stelle es zwar nicht in die erste Reihe, aber die Franzosen schätzen es sehr hoch. Sie werden in meinem Parterre eine hübsche Anzahl Herrscher sehen. Kennen Sie den Fürst-Primas?“ „Ja, beinahe intim, der Fürst hat viel Geist, viel Wissen und ist sehr großmütig.“ „Sie werden ihn heute Abend sehen, wie er sich an die Schulter des Königs von Württemberg lehnt. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen?“ „Nein, Sire, aber ich hoffe, ihm vorgestellt zu werden.“ „Er spricht gut Deutsch, wenn Sie etwas über die Erfurter Entrevue schreiben, sollen Sie es ihm widmen.“ „Sire,

ich bin es nicht gewohnt; als ich Schriftsteller wurde, machte ich es mir zum Prinzip, nie eine Widmung zu verfassen, die ich später hätte bereuen können." „Die großen Schriftsteller aus der Zeit Ludwig XIV. hielten es anders." „Das stimmt, Sire, aber wissen Sie auch, ob sie es nie bereut haben?" „Was ist aus dem schlechten Subjekt, dem Kotzebue, geworden?" „Sire, man sagt, er sei in Sibirien und Ew. Majestät wird bei Kaiser Alexander um Gnade für ihn bitten." „Aber wissen Sie, daß er nicht mein Mann ist?" „Sire, er ist sehr unglücklich und er hat viel Talent." „Adieu, Herr Goethe."

* * *

6. Oktober 1808.

Zur Vorstellung von Voltaires Schauspiel „Der Tod Cäsars" in Weimar hatte man alle Herrscher und Prinzen, die sich in Erfurt befanden, geladen. Nach dem Theater ging man in den Ballsaal. Napoleon ließ sich durch den Kanzler von Müller verschiedene Frauen vorstellen und unterhielt sich dann mit Goethe und Wieland.

„Sie sind hoffentlich mit unseren Aufführungen zufrieden," fragte er Goethe, „sind diese Herren ins Theater gekommen?" „In die heutige Vorstellung ja, aber nicht nach Erfurt." „Ich bin ärgerlich darüber, eine gute Tragödie ist die würdigste Schule für höher geartete Menschen. In gewisser Hinsicht übertrifft sie noch die Geschichte. Die beste Geschichtsschreibung bringt immer nur eine geringe Wirkung hervor. Wenn der Mensch allein ist, erfährt er keinen tiefen Eindruck. Er ist stärker und dauernder in einer Versammlung von Menschen. Ich versichere Ihnen, daß mich Tacitus, auf den Sie sich

immer berufen, gar nichts gelehrt hat. Kennen Sie einen, der öfter und ungerechter die Menschheit verkleinert hat. Den einfachsten Handlungen schiebt er verbrecherische Motive unter; er macht aus allen Kaisern große Verbrecher, um das Genie, von dem sie durchdrungen sind, bewundern zu lassen. Man darf sagen, daß seine Annalen keine Geschichte des Kaiserreichs sind, sondern nur ein Auszug aus den Gerichtsakten Roms. Es handelt sich immer wieder um Anklagen, Angeklagte und um Leute, die sich im Bade die Adern öffnen. Tacitus spricht unaufhörlich von Denunziationen und ist dabei selbst der größte Denunziant. Was für einen Stil hat er! Immer herrscht die tiefste Nacht. Ich bin kein großer Lateiner, aber die Dunkelheit des Tacitus zeigt sich noch in zehn oder zwölf italienischen oder französischen Übersetzungen, die ich gelesen habe; ich folgere daraus, daß sie ihm eigentümlich ist und daß sie in gleicher Weise aus seinem Genie und seinem Stil hervorgeht. Sie ist von seiner Art sich auszudrücken ganz untrennbar, weil seine Art der Auffassung damit zusammenhängt. Man hat ihn gelobt wegen der Furcht, die er den Tyrannen einflößt; er macht ihnen Angst vor den Völkern, und darin kann ich nur ein großes Unglück für die Völker selbst sehen. Habe ich nicht recht, Herr Wieland? Aber ich störe Sie; wir sind nicht hier, um über Tacitus zu sprechen. Sehen Sie hin, wie gut der Kaiser Alexander tanzt!“

UNTERREDUNG MIT NAPOLEON 1808.

Nach den Aufzeichnungen Goethes*).

In der Hälfte des Monats September bestätigt sich die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marschierten französische Truppen dahin.

Den 24. kommt Großfürst Konstantin in Weimar an.

Den 25. Kaiser Alexander.

Den 27. die Herrschaften nach Erfurt. Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. (Abends „Andromache.")

Den 30. bei demselben große Tafel. Abends „Britannicus." Sodann bei Frau Präsidentin von Reck großer Tee. Minister Maret.

Oktober, den 1.

Lever.

Statthalterei, Treppe, Vorsaal und Zimmer.

Geschwirre durchaus.

Das allbekannte Lokale und neues Personal.

Gemisch.

Alte und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

*) Goethe, Paralipomena zu den Annalen. Werke (Jubiläumsausgabe) Bd. XXX, 441 ff.

Scherzhaft angeregt.

Der Fürst von Dessau blieb zur Audienz.

Viele versammelten sich im Geleitshause.

Der Fürst kommt zurück und erzählt eine Szene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Mißdeutung und Geklatsch veranlassen konnte.

Speiste bei Champagny.

Mein Tischnachbar war Bourgoing.

Den 2.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich seit 1806.

Ich wurde um elf Uhr zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde hereingerufen.

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere deshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser sitzt an einem großen, runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerkasam angeblickt, sagte er:

„Vous etes un homme."
Ich verbeugte mich.
Er fragt: „Wie alt seid Ihr?"
„Sechzig Jahr."
„Ihr habt Euch gut erhalten." —
„Ihr habt Trauerspiele geschrieben."
Ich antwortete das Notwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe tun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen, wie er denn überhaupt in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires Mahomet.

Der Kaiser versetzte: Es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das getan? Es ist nicht naturgemäß; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen

sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden, hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Kontributions-Angelegenheiten. Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen, auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangstüre zu Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Porträts an den Wänden waren verschwunden. Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redouten-Anzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familienmitgliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand. Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheiratet sei, Kinder habe und was sonst noch Persönliches zu interessieren pflegt. Ebenso auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sichs in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannigfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte: Qui oder C'est bien oder dergleichen; auch darf ich nicht vergessen, daß, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dit Mr. Göt?

Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiderte, und ich dann ohne weiteres meinen Abschied nahm.

Den 3.

Mancherlei Beredung wegen seiner in Weimar zu gebenden Vorstellung, Abend „Oedip."

Den 4.

Nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den 6.

Große Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Direktor. Abends „Tod des Cäsars." Minister Maret und Angehörigen logierten bei mir.

Den 7.

Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden spanischen Expedition. Von der jenaisch-apoldischen Jagd alles zurück und weiter. Hofrat Sartorius und Frau.

Den 14.

Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Sekretär de Lorgne.

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's im hellsten Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt
Und ihm vor allem alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt,
Ja, reichlicher, als Dichter je gesungen —
Ihm hat bis jetzt das Höchste nie gefehlt:
Nun steht das Reich gesichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet."

Aus Goethe „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät" (1812).

NAPOLEON UND WIELAND.

Weimar, den 13. Oktober 1808*).

Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiß und wovon alle öffentlichen Tageblätter voll sind, daß die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Szene einer der außerordentlichsten Begebenheiten unserer wundervollen Zeit ist — eine Zusammenkunft von zwei Kaisern, vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um womöglich aller Fehde ein Ende zu machen und Asträa mit ihrem ganzen wohltätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplimentieren. So etwas wenigstens mußte es sein (wiewohl freilich außer den beiden Hauptpersonen und ihren trautesten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wußten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so bruyanten und brillanten, nie erhörten Zusammenkunft war.

Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten, Exzellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich ging. Der französische Kaiser hatte, um die Feste vollständiger und außerordentlicher zu machen, auch seine comédiens ordinaires von Erfurt herüberkommen

*) Brief Wielands an eine deutsche Fürstin.

lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner an drei Tafeln folgte „La mort de César“ von Voltaire und darauf ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, so viel ich nur immer vermochte, von den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (trotz meiner Begierde, den außerordentlichen Mann unserer und meines Wissens aller Zeiten in der Nähe zu sehen) vorgenommen, nicht bei Hofe zu erscheinen, weil ich mir's zum Gesetze gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Ranges niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diesmal ging ich sogar so weit, daß ich eine Einladung, beim Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber Napoleon fragte zweimal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seinem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beim Ball zu sehen. Dies ließ mich die Herzogin wissen usw. und nun war kein anderer Rat, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und in meinem gewöhnlichen Accoutrement, eine Calotte auf dem Kopf, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln, übrigens anständig kostumiert, im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb 11 Uhr. Kaum war ich etliche Minuten dagewesen, so kam Napoleon von einer anderen Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentierte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen

gleich auf den ersten Blick zu durchschauen, und wie man zu sagen pflegt, wegzuhaben, in einem höheren Grad besessen als Napoleon. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zu trotz ein schlichter, anspruchsloser, alter Mann war und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen und, was noch keinem andern meinesgleichen widerfahren war, an anderthalb Stunden lang in einem fort und ganz allein zu großem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respekt zu weit entfernt halten mußten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen im Publiko herum gehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzungiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune, viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm.

Es war nahe um 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nehme mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterständen hätte. Ich bat Seine Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das

Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, Allez, bon soir!

Meine Fürstin errät ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lang, und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Demungeachtet tat ich nicht, was zehntausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten oder auch aus vermeinter Klugheit getan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und tat wohl daran.

Der folgende Freitag und Sonnabend verstrich unter Geschäften und Zerstreuungen, die mich an kein Briefschreiben denken ließen. Dafür hatte ich den ganzen Sonntag dazu bestimmt, meiner Fürstin von allen diesen Dingen Rapport abzustatten. Allein die Götter haben es anders beschlossen.

Sonntags Morgen erhielt ich eine Einladung von dem Fürst-Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bei dem ersteren zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. S. le prince de Bénevent, autrement le ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, daß wir einander näher kommen sollten; denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Gräuel an Voltaires „Mahomed“ und an der unnatürlichsten monotonischen Deklamation und der mehr als tragischen Wut, womit die Akteurs die leidenschaftlichen Szenen spielten und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Ekstase setzten. Moi je croyais voir de'n entendre des

possedés, des vrais démoniaques, et je suffrais mort et martire. Nach dem Schauspiel brachte ich den Rest des Abends bis Mitternacht bei der Präsidentin von Reck in großer, sehr vermischter, aber sehr interessanter Gesellschaft zu. Hier machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich großen Schauspielers unter den comédiens ordinaires de Sa Majesté, den ich in Weimar im „Tod Cäsars" als Brutus sah, und der mich dort hatte besuchen wollen, aber nicht angenommen werden konnte. Je parle de célèbre Talma, que V. A. connaît peut-etre par Elle-meme. C'est un des français les plus aimables et les plus modestes que j'ai vu en toute ma vie, très instruit, rempli d'esprit et de bon sens et de goût.

Montag morgens erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Sr. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Exzellenzen und cordons de toute couleur, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuner nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor dem selben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befinden sich im Kabinett des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz wir antichambrirten samt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Württemberg so gut wie wir anderen, bis 12 Uhr, ohne daß die Tore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Not der langen Weile nötigte die Anwesenden Hilfe beieinander zu suchen, und so gebrach es

mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antichambre vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressierten sich, sehr artig gegen mich zu sein und ihre Altesse und Exzellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Exzellenzen diesem rühmlichen Beispiel. Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Portion der vorzimmerlichen Langweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reich lichemMaße nicht genossen hatte, mitzuteilen, überhüpfte ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drei merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinett hereingewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuner à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermutlichen Hunger proportionierten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein gätulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein déjeuner verzehren. Dazwischen wurden ebenso hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge in Kopfe zu haben, und bei sonderlicher Laune zu sein schien, adressierte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier oder fünfmal eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bru-

der, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Il avait l'air de ne pas s'amuser infiniment du role qu'il jouait. — Ich hatte nötig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstag begünstigt hatte, in mein Gedächtnis zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten – zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimuliert hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sage, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich in diesem Augenblicke nur wünschen konnte. Gewiß ist übrigens, daß er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heiteren und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freitag zu Weimar befunden hatte — was auch die Ursache davon sein mochte.

NAPOLEON UND CANOVA.

Im Jahre 1810 hat der berühmte italienische Bildhauer, dem Napoleon bekanntlich eine Reihe von Sitzungen gewährt hat, mehrere Unterredungen mit dem französischen Kaiser gehabt. Er wird ihn am 12. Oktober durch den Marschall Duroc vorgestellt. Napoleon begrüßt ihn beim Frühstück mit den Worten: „Sie sind ein wenig abgemagert, Herr Canova.“ Der Bildhauer erwidert, das sei die Folge seiner starken Tätigkeit. Er dankt ihm für die ihm erwiesene Ehre, bemerkte aber gleich anfangs, daß er nicht daran denken könne, sich außerhalb Roms niederzulassen und gibt seine Gründe dafür an.

„Hier ist die Hauptstadt der Welt,“ sagte Napoleon. „Sie müssen hier bleiben und Sie werden es hier gut haben.“

„Sire,“ erwiderte Canova, „Sie können über mein Leben verfügen, aber wenn Ew. Majestät wünschen, daß ich Ihnen mein Dasein widme, so bitte ich, nach Fertigstellung der hiesigen Arbeit nach Rom zurückkehren zu dürfen.“

Napoleon: „Hier werden Sie erst recht in Ihrem Element sein, denn hier befinden sich die alten Meisterwerke; es fehlt nur der Farnesische Herkules, aber den werden wir auch bekommen.“

Canova: „Ich bitte Ew. Majestät, Italien wenigstens etwas zu lassen. Diese alten Denkmäler stehen im innigsten Zusammenhang mit einer Unmenge anderer Kunstschätze, die man weder von Rom noch von Neapel fortschaffen kann.

Napoleon: „Italien kann durch Ausrgabungen entschädigt werden. Ich werde Sie in Rom anstellen lassen. Sagen Sie, gibt der Papst viel Geld auf Ausgrabungen aus?"

Canova setzt ihm auseinander, daß dem Papste gegenwärtig seine geringen Mittel keine großen Ausgaben erlaubten, aber er sei großherzig und zu großen Unternehmungen bereit. Man verdanke ihm ein neues Museum. Auf eine weitere Frage Napoleons erklärte er, die Ausgrabungen des Hauses Borghese hielten sich in bescheidenem Umfange und würden meist zusammen mit anderen unternommen. Bei dieser Gelegenheit meinte er, das römische Volk habe ein geheiligtes Recht auf alle Monumente, die auf seinem Territorium entdeckt würden. Sie würden gleichsam als ein Produkt der Erde betrachtet und weder die einheimischen Familien noch der Papst selbst dürften sie nach außerhalb verkaufen.

„Ich habe," sagte Napoleon, „für die Borghese-Statuen vierzehn Millionen bezahlt . . . Wieviel gibt der Papst jährlich für die schönen Künste aus? 100 000 Taler?" „Nicht so viel, denn er ist sehr arm." „Man kann also Wertvolles mit noch weniger ausrichten?" „Gewiß, Sire."

Später kam man auf die Kolossalstatue zu sprechen, die Napoleon, von Canova geschaffen, darstellte. Es schien, als hätte sich Napoleon lieber bekleidet dargestellt gesehen. „Gott selbst," meinte Canova, „hätte

kein schönes Werk schaffen können, wenn er Ew. Majestät hätte darstellen müssen, so wie Sie dasteht mit einer Hose, Stiefeln, kurz in französischer Kleidung. Wie alle anderen Künste, hat auch die Bildhauerei einen erhabenen Stil: das ist das Nackte, und eine Art der Drapierung, wie sie unserer Kunst eigentümlich ist." Darauf führte Canova eine Reihe von Beispielen aus den antiken Dichtern und Denkmälern an. Napoleon schien sich dadurch überzeugen zu lassen. Bald darauf kam er auf die zweite Reiterstatue zu sprechen, mit der Canova eben beschäftigt war. Sie zeigte nämlich Napoleon mit einer Drapierung. Er fragte deshalb: „Warum stellen Sie diese Statuen nicht ebenfalls nackt dar?" „Sie braucht ein heroisches Kostüm," erwiderte Canova, „und es ist nicht schicklich, daß die Gestalt, in der Ew. Majestät dargestellt wird, nämlich als Reitergeneral, nackt sei. Die Alten hatten die gleiche Art der Darstellung, ebenso wie die alten Könige Frankreichs in den Reiterstatuen; endlich ist die Statue Josephs II. in Wien ganz ebenso gehalten."

„Sahen Sie," fragte nun Napoleon, „die Bronzestatue des Generals Desaix? Sie scheint mir schlecht gemacht; der Gürtel ist geradezu lächerlich. Sießen Sie übrigens meine Statue?"

„Sie ist schon gegossen, Sire, und zwar mit großem Erfolg; man hat sie bereits geprägt und der Gießer wünscht die Ehre zu haben, sie Ihrer Majestät widmen zu dürfen; es ist ein braver, junger Mann, und Ew. Majestät sollten solche jungen Künstler in diesen schlechten Zeiten ermutigen. Rom ist wert, daß Ew. Majestät es besucht. Sie werden dort eine Menge Gegenstände finden, die Ihre Phantasie anregen, wie das Kapitol,

das Forum Trajans, die heilige Straße, die Säulengänge, Triumphbogen usw.“ Dann beschrieb ihm Canova eine Reihe prächtiger Monumente, vor allem die appische Straße, die von Rom nach Brindisi führt und wie die anderen Konsulstraßen auf beiden Seiten von Gräbern flankiert ist.

„Was ist dabei erstaunlich?“ sagte Napoleon. „Die Römer waren die Herren der Welt.“

„Diese prächtigen Werke sind aber nicht nur das Produkt der Machtfülle, sondern auch dem italienischen Genie und unserer Neigung für alles Große verdanken sie ihre Entstehung. Ew. Majestät mag sich darauf besinnen, was der kleine florentinische Senat allein und was ferner die Venetianer in dieser Hinsicht geschaffen haben. Die Florentiner besaßen den Mut, den Bau ihrer staunenswerten Kathedrale allein aus der Mehrsteuer von einem Sou, die auf das Pfund Leinewand gelegt wurde, zu bestreiten, und diese Steuererhöhung brachte hinreichende Mittel ein, für ein Gebäude, dessen Kosten heute die Kräfte jeder modernen Macht übersteigen würden. Sie haben es ferner mit 40 000 Zechinen fertig gebracht, durch Ghiberti die Bronzetüren von St. Johannes ausführen zu lassen; das würde heute mehrere Millionen Francs kosten. Ew. Majestät mag daraus schließen, wie betriebsam und großzügig die Italiener waren.“

Am 15. Oktober 1810 begannen die Sitzungen für die neue Statue Napoleons. Bei dieser Gelegenheit entspannen sich folgende Gespräche zwischen Napoleon und Canova.

„Ist das Klima in Rom ebenso wie heute auch schon im Altertum schlecht und ungesund gewesen?“ fragte Napoleon.

„Es scheint ja. Nach den Historikern suchten die Alten sich gegen die schlechte Luft durch Wälder und Gehölze, die sie als heilig bezeichneten, zu schützen; außerdem minderte die ungeheure Bevölkerungszahl die verhängnisvollen Folgen dieser Geißel. Ich erinnere mich, im Tacitus gelesen zu haben, daß die aus Deutschland zurückkehrenden Truppen des Vitellius krank wurden, weil sie im Vatikan geschlafen hatten."

Napoleon läutete sofort, um sich den Tacitus aus seiner Bibliothek holen zu lassen. Man fand die betreffende Stelle nicht, aber Canova machte ihn später schriftlich darauf aufmerksam. Nun führte Napoleon aus, daß die Soldaten, die aus fernen Ländern nach Rom kämen, im ersten Jahre immer krank würden, sich aber später erholten. „Ich kam dann auf Rom zu sprechen," erzählt Canova, „und schilderte ihm die Verzweiflung dieser Stadt; ich machte ihm klar, daß das Land sich nicht ohne seine Hilfe erholen könne. Nach dem Fortzuge des Papstes aus Rom wären alle fremden Minister, vierzig Kardinäle und mehr als 200 Prälaten, dazu noch eine große Anzahl von Stiftsherren und anderen Geistlichen abgereist. Infolge dieser Auswanderung wüchse das Gras auf den Straßen. Der Ruhm des Kaisers gebe mir das Recht dazu, freimütig zu ihm zu sprechen und ihn inständig zu bitten, er möge Ersatz schaffen für den Reichtum, der in früheren Zeiten nach Rom geströmt sei." „Diese Summen waren in der letzten Zeit nicht mehr sehr beträchtlich," sagte Napoleon „und die Baumwollproduktion muß dem Lande ansehnliche Erträge verschaffen." „Die ist nur ganz unbedeutend" antwortete Canova, „Lucian (der Bruder des Kaisers) allein hat mit der Baumwollkultur einige Versuche angestellt; im übrigen leidet Rom Mangel

an allem und hofft nur noch auf den Schutz Ew. Majestät.“ „Wir werden es zur Hauptstadt Italiens machen,“ sagte Napoleon lächelnd „und wir werden Neapel noch dazuschlagen. Was sagen Sie dazu? Sind Sie jetzt zufrieden?“ „Die Künste,“ fügte Canova hinzu, „könnten eine neue Blüte Roms herbeiführen, aber sie befinden sich gegenwärtig in völliger Erschöpfung und mit Ausnahme Ew. Majestät und der kaiserlichen Familie, gibt kein Mensch dem Künstler zu tun. Der Religion gegenüber, die soviel zum Gedeihen der Künste beigetragen hat, ist man jetzt lau und gleichgültig.“ Nun setzte er dem Kaiser auseinander, wie sich aus der ägyptischen, griechischen und römischen Geschichte beweisen lasse, daß die Künste allein der Religion ihre Blüte verdanken. Ungeheure Summen wurden auf die Konstruktion des Parthenon aufgewendet, ferner auf die Statue des olympischen Zeus, der Athene usw. Die Sieger schenkten den Göttern ihre eigenen Bildsäulen, und die Kurtisanen taten das Gleiche. Nicht anders handelten die Römer; um ihre Werke erhabener zu gestalten, drücken sie ihnen, wie sich aus den Gräbern, Statuen und Theatern erweisen lasse, das Siegel der Religion auf. Schließlich erinnerte Canova daran, daß auch eine große Anzahl moderner Meisterwerke im Dienste der Kirche geschaffen seien: Die Markuskirche in Venedig, die Kathedrale von Pisa und Orvieto, das Camposanto in Pisa und unzählige andere Wunderwerke, die mit Marmor und sehr schönen Gemälden angefüllt seien. Er schloß damit, daß alle Religionen Segen für die Kunst stiften, und die römisch-katholische in ganz besonderem Maße; die Protestanten begnügen sich mit einer kleinen Kapelle und einem Kreuze und tun sonst fast nichts für die Kunst.

Bei diesen Ausführungen wandte sich der Kaiser zu Marie-Luise und sagte: „Es ist wahr, die Religion ist die Nährmutter der Künste, und die Protestanten haben nichts Schönes."

* * *

An einem anderen Tage kam die Rede auf den Papst und seine Vorgänger. Canova wagte es, Napoleon sehr starke Sachen zu sagen und war höchlichst erstaunt, daß der Kaiser ihn so geduldig anhörte. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Canova: „Warum versöhnen sich Ew. Majestät nicht mit Papst Pius VII.?"

Napoleon: „Weil die Priester überall befehlen, sich in alles mischen und überall die Herren spielen wollen wie Gregor VII."

Canova: „Wie mir scheint, ist das gegenwärtig nicht zu befürchten, da Ew. Majestät überall das Heft in den Händen haben. "

Napoleon: „Die Päpste haben stets jede Selbstständigkeit der Italiener zu verhindern gewußt. Als sie selbst nicht absolut über Rom herrschten, arbeiteten sie mit Hilfe der Parteien der Colonna und Orsini."

Canova: „Gewiß, hätten die Päpste den Mut Ew. Majestät gehabt, so hätte sich öfters für sie eine sehr günstige Gelegenheit geboten, sich zum Herrn von ganz Italien zu machen."

Napoleon: „Dazu ist nur das notwendig" (dabei legte er die Hand an den Degen) „„nur das ist notwendig."

Canova: „Gewiß, wir haben gesehen, daß, wenn Papst Alexander VI. am Leben geblieben wäre, sein

Sohn, der Herzog von Valentino, die Eroberung Italiens begonnen hätte. Ebenso waren die Versuche Julius II. und Leo X. nicht ohne Erfolg. Aber meistens wählte man Päpste in einem vorgerückten Alter und war einer unternehmend, so war der andere friedliebend und ruhig."

Napoleon: „Das Schwert ist notwendig."

Canova: „Nicht nur das Schwert, sondern zugleich der Hirtenstab. Macchiavelli wagte es nicht, zu entscheiden, ob die Waffen des Romulus oder die Religion des Numa mehr zur Vergrößerung Roms beigetragen haben. So wahr ist es, daß die beiden Mittel immer Hand in Hand gehen müssen. Haben sich die Päpste auch gerade nicht durch Kriegstaten ausgezeichnet, so werden ihre übrigen glänzenden Leistungen doch stets die allgemeine Bewunderung hervorrufen."

Napoleon: „Welch ein großes Volk waren doch die Römer!"

Canova: „Gewiß, bis zum zweiten punischen Kriege waren sie ein großes Volk. Cäsar ist der große Mann gewesen."

Napoleon: „Nicht Cäsar allein, sondern noch einige andere Kaiser wie Titus, Trajan, Marc Aurel. Immer sind die Römer groß gewesen, bis zu den Tagen Konstantins. Die Päpste taten Unrecht daran, die Zwietracht in Italien bestehen zu lassen und sogar stets als erste die Franzosen und die Deutschen zu Hilfe zu rufen. Sie waren außerstande, selbst Soldaten zu sein und haben auf diese Weise viel verloren."

Canova: „Da sich die Dinge so verhalten, wird Ew. eine Verschlimmerung unserer Lage nicht zulassen. Ich kann aber versichern, daß, wenn Ew. Majestät Rom nicht

zu Hilfe kommt, diese Stadt wieder das werden wird, was sie zur Zeit war, wo die Päpste nach Avignon übersiedelt sind. Vor dieser Zeit hatte Rom eine ungeheure Menge Wasser und Brunnen, aber die Leitungen verfielen, man verkaufte Tiberwasser auf der Straße, die Stadt verödete."

Bei diesen Worten schien Napoleon ein wenig bewegt. Dann sagte er lebhaft: „Man leistet mir Widerstand! Was denkt man sich? Ich bin Herr über Frankreich, über Italien und über dreiviertel von Deutschland. Ich bin der Nachfolger Karls des Großen. Wäre der jetzige Papst ein ähnlicher Charakter wie der damalige, so wäre alles in Ordnung. Haben denn Eure Venetianer nicht mit ihm gebrochen?"

Canova: „Nicht auf dieselbe Weise wie Ew. Majestät. Sie sind groß genug, Sire, um dem Papst einen Ort anweisen zu können, wo er sichtbar unabhängig ist und sein Amt frei ausüben kann."

Napoleon: „Lasse ich ihn denn nicht alles tun, sobald er sich auf die Religion beschränkt?"

Canova: „Ja, aber Ihre Minister handeln nicht ebenso. Sobald der Papst einen Erlaß veröffentlicht, der der französischen Regierung mißfällt, so wird er auf der Stelle für null und nichtig erklärt."

Napoleon: „Wie? Sind die Bischöfe nicht frei, kirchlich zu herrschen, wie sie es verstehen? Haben wir hier zu Lande keine Religion? Wer hat denn die Altäre wieder aufgerichtet? Wer hat die Geistlichkeit in Schutz genommen?"

Canova: „Wenn Ew. Majestät religiös gesinnte Untertanen haben, so werden sie Ew. Majestät nur noch mehr lieben."

Napoleon: „Das wünsche ich, aber der Papst ist ganz Deutscher," und dabei sah er die Kaiserin an.

Marie-Luise sagte darauf: „Ich kann Sie versichern, daß man, als ich in Deutschland war, behauptete, der Papst sei vollkommen Franzose." „Er hat," fügte Napoleon hinzu, „weder die Russen noch die Engländer aus seinen Staaten vertreiben wollen, und deshalb sind wir in Zwist geraten."

Ich wagte darauf zu bemerken, daß ich die gedruckte Rechtfertigung des Papstes nebst allen offiziellen Belegen gelesen hätte, und daß meiner Ansicht nach der Papst triftige Gründe für sein Vorgehen habe."

In diesem Augenblick trat der Marschall Duroc ein, aber Napoleon unterbrach mich und fuhr fort: „Er hat mich sogar exkommunizieren wollen. Weiß er nicht, daß wir es am Ende in kirchlicher Hinsicht so machen können wie die Engländer und die Russen?"

Canova: „Gestehen Sie, Sire, daß eine derartige Spaltung nicht in Ihrem Interesse wäre. Gott möge Ew. Majestät lange Jahre schenken; aber wenn eines Tages ein Unglück geschähe, so könnte ein Mann von Ehrgeiz die päpstliche Partei ergreifen und im Staate schwere Verwirrung anrichten. In kurzer Frist, Sire, werden Sie Vater sein; Sie müssen daran denken, die Lage zu sichern. Ich beschwöre Sie. Verständigen Sie sich auf irgendeine Weise mit dem Papst ... Es ist viel schöner, sich zu verehren, als sich fürchten zu lassen."

Napoleon: „Das ist auch meine Absicht."

* * *

An einem andern Tage sprachen wir von Florenz und bei der Gelegenheit fragte er mich, wo mein Denkmal Alfieris stände.

Canova: „In der Kirche von Santa-Croce, wo auch die Monumente Michelangelos und Macchiavellis stehen."

Napoleon: „Wer hat es bezahlt?"

Canova: „Die Gräfin Albany."

Napoleon: „Und wer das Denkmal für Macchiavelli?"

Canova: „Eine Gesellschaft, wenn ich nicht irre."

Napoleon: „Und das Galileis?"

Canova: „Wohl seine Verwandten ... Übrigens bitte ich Ew. Majestät, Florenz alle seine Monumente zu lassen, da sie eine notwendige Ergänzung zu den Fresken bilden, die man nicht transportieren kann. Es wäre sogar angemessen, wenn der Präsident der Akademie selbst die für die Erhaltung der Kunstwerke notwendigen Maßregeln treffen könnte."

Napoleon: „Ich bin damit einverstanden."

Canova: „Das wird ruhmvoll für Ew. Majestät sein, umsomehr, als Ihre Familie, wie ich höre, von Florentinern abstammt."

Bei diesen Worten wandte sich die Kaiserin zu Napoleon um und sagte: „Sie sind nicht Korse?"

Napoleon: „Doch, aber von florentinischer Abstammung."

Canova: „Der florentinische Akademiepräsident Senator Alessandri, der so regen Anteil an der Erhaltung der Denkmäler nimmt, gehört zu den ältesten Häusern von Florenz. Ein Alessandri hat einst eine seiner Töchter an einen Bonaparte verheiratet. Folglich ist Ew. Majestät Italiener, und wir sind stolz darauf."

Napoleon: „Ich bin es ganz sicher."

* * *

Anfang November bekam der Kaiser die fertige Büste der Kaiserin zu sehen. Er ließ seine Gemahlin sich in Positur setzen und lächeln und war mit der Arbeit zufrieden. Canova meinte, daß dieser heitere Gesichtsausdruck besser zu einer „Eintracht" passe; unter diesem Sinnbild wollte er die Kaiserin darstellen, denn ihr verdankte man den Frieden.

Die Kaiserin war etwas erkältet, und Canova bemerkte, daß sie sich zu wenig schone.

„Sie sehen, wie sie ist," sagte Napoleon. „Alle Welt ist erstaunt darüber; aber diese Frauen (dabei schlug er mit dem Finger an die Stirn), die Frauen wollen, daß alles nach ihren Launen geschehe. Hören Sie nur! Jetzt will sie nach Cherbourg, das so viele Meilen entfernt ist. Ich sage ihr stets, sie soll sich schonen. — Und Sie, sind Sie verheiratet?"

„Nein, Sire. Ich war mehrmals im Begriff, es zu tun, aber eine Reihe von Zwischenfällen haben mir die Freiheit bewahrt. Außerdem hatte ich stets Furcht, keine Frau zu finden, die meine Liebe voll erwiderte. Deshalb bin ich im Junggesellenstande geblieben, um frei zu sein und mich ganz meiner Kunst hingeben zu können."

„Ja, ja, die Frauen, die Frauen," sagte Napoleon.

NAPOLEONS TESTAMENT

NAPOLEONS TESTAMENT*).

Den 15. April 1821 zu Longwood, Insel St. Helena.

Dies ist mein Testament oder meine letzte Willenshandlung.

I.

1. Ich sterbe in dem Bekenntnisse der römisch-apostolischen Kirche, in deren Schoße ich vor mehr als 50 Jahren geboren bin.

2. Es ist mein Wunsch, daß meine Asche an den Ufern der Seine, unter dem französischen Volke ruhe, das ich so herzlich geliebt habe.

3. Ich habe immer Ursache gehabt, mit meiner geliebten Gemahlin, Marie-Luise, zufrieden zu sein. Bis zu meinem letzten Augenblick hegte ich gegen sie die zärtlichste Gesinnung. Ich bitte sie, dahin zu wirken, daß mein Sohn vor den Schlingen bewahrt werde, mit denen noch seine Kindheit umgeben ist.

4. Ich empfehle meinem Sohne, nie zu vergessen, daß er ein geborener französischer Prinz ist und sich nie zum Werkzeuge in den Händen der Dreimänner herzugeben, welche Europas Völker unterdrücken; nie soll er gegen Frankreich fechten oder ihm auf irgendeine Art Schaden zufügen; er soll meinen Wahlspruch annehmen: Alles für das französische Volk.

5. Ich sterbe vor der Zeit, gemordet von der eng-

*) Testament de Napoléon, Bruxelles 1824.

lischen Oligarchie und ihrem Könige. Das englische Volk wird nicht säumen, mich zu rächen.

6. Der zweimalige unglückliche Ausgang der Einfälle in Frankreich, zu einer Zeit, wo es noch immer so viele Hilfsquellen besaß, müssen Marmonts, Augereaus, Talleyrands und Lafayettes Verräterei zur Last gelegt werden.

Ich vergebe ihnen; mag ihnen Frankreichs Nachkommenschaft vergeben wie ich!

7. Ich danke meiner guten, ganz vortrefflichen Mutter, dem Kardinal, meinen Geschwistern Joseph, Lucian, Jérôme, Pauline, Julie, Hortense, Katharine und Eugen für die Teilnahme, welche sie fortdauernd gegen mich bewiesen haben. Ich verzeihe Ludwig wegen der Schmähschrift, welche er im Jahre 1820 herausgegeben hat; sie ist vollunrichtiger Behauptungen und gefälschter Urkunden.

8. Ich bin nicht Verfasser des Manuskriptes von St. Helena und anderer Werke unter den Titeln von Maximen, Aussprüchen usw., welche man seit den letzten sechs Jahren herauszugeben beliebt hat.

Nach diesen Grundsätzen habe ich mich in meinem Leben nicht gerichtet. Ich habe den Herzog von Enghien verhaftet und vor Gericht stellen lassen, weil dieser Schritt zur Sicherheit, Wohlfahrt und Ehre des französischen Volkes notwendig war, da der Graf von Artois nach seinem eigenen Geständnisse sechzig Meuchelmörder zu Paris unterhielt. Unter solchen Umständen würde ich nochmals so verfahren.

II.

1. Meinem Sohn vermache ich die Kästchen, Orden und andere Gegenstände, als mein Gold- und Silber-

geschirr, Feldbette, Waffen, Sättel, Sporen, Kapellgeräte, Bücher, Linnenzeug, welches ich auf dem Leibe und zu meinem Gebrauch gehabt habe, nach dem beigefügten Verzeichnisse. Es ist mein Wunsch, daß ihm dies kleine Vermächtnis teuer sein möge, da es ihn an einen Vater erinnert, von dem ihn die Welt unterhalten wird.

2. Der Lady Holland vermache ich die antike Camée, die mir der Papst Pius VI. zu Tolentino geschenkt hat.

3. Dem Grafen Montholon vermache ich 2 Millionen Frcs. als Beweis meiner Zufriedenheit mit der kindlichen Liebe, welche er mir sechs Jahre lang erwiesen und als eine Entschädigung für den Verlust, den er durch seinen Aufenthalt auf St. Helena erlitten hat.

4. Dem Grafen Bertrand vermache ich 500 000 Frcs.

5. Meinem ersten Kammerdiener Marchand vermache ich 400 000 Frcs. Die Dienste, die er mir geleistet hat, sind die eines Freundes; es ist mein Wunsch, daß er die Witwe, die Schwester oder die Tochter eines Offiziers oder gemeinen Soldatens von meiner ehemaligen Garde heirate.

6. desgl. St. Denis 100 000 Frcs.

7. desgl. Novarre 100 000 Frcs.

8. desgl. Pieron 100 000 Frcs.

9. desgl. Archambaud 50 000 Frcs.

10. desgl. Cursor 25 000 Frcs.

11. desgl. Chandellier 25 000 Frcs.

12. desgl. dem Abbé Vignali 100 000 Frcs. Es ist mein Wunsch, daß er sich bei dem Ponte Novodi Costino sein Haus aufbaue.

13. desgl. dem Grafen Las Cases 100 000 Frcs.

14. desgl. dem Grafen Lavalette 100 000 Frcs.

15. desgl. dem Oberwundarzte Larrey 100 000 Frcs. Er ist der bravste Mann, den ich gekannt habe.

16. desgl. dem General Brayer 100 000 Frcs.

17. desgl. dem General Lefèvre Desnouettes 100 000 Frcs.

18. desgl. dem General Drouot 100 000 Frcs.

19. desgl. dem General Cambrone 100 000 Frcs.

20. desgl. den Kindern des Generals Mouton Duvernet 100 000 Frcs.

21. desgl. den Kindern des tapferen Labedoyère 100 000 Frcs.

22. desgl. den Kindern des Generals Girard, der bei Ligny geblieben ist, 100 000 Frcs.

23. desgl. den Kindern des Generals Marchand 100 000 Frcs.

24. desgl. den Kindern des tugendhaften Generals Travot 100 000 Frcs.

25. desgl. dem General Lallemand d. Ält. 100 000 Frcs.

26. desgl. dem Grafen Real 100 000 Frcs.

27. desgl. Costa von Basilika auf Korsika 100 000 Frcs.

28. desgl. dem General Clausel 100 000 Frcs.

29. desgl. dem Baron von Meneval 100 000 Frcs.

30. desgl. dem Verfasser des Marius, Arnault 100 000 Frcs.

31. desgl. dem Obersten Marbot, 100 000 Frcs. Ich ersuche ihn, als Schriftsteller in der Verteidigung des Ruhms der französischen Heere und in der Beschämung ihrer Verleumder und Abtrünnigen fortzufahren.

32. desgl. dem Baron Bignon 100 000 Frcs. Ich er-

suche ihn, die Geschichte der französischen Diplomatik von 1792 bis 1815 zu schreiben.

33. desgl. Poggi di Talavo 100 000 Frcs.

34. desgl. dem Wundarzte Emmery 100 000 Frcs.

35. Diese Gelder sollen von 6 Millionen, welche ich, als ich 1815 Paris verließ, daselbst aufzubewahren gab, und von den 5% Zinsen vom Juli 1815 an, genommen werden. Die Rechnungen mit dem Bankier sollen von Grafen Montholon, Bertrand und Marchand abgemacht werden.

36. Was dies niedergelegte Kapital noch über die Summe von 5 600 000 Frcs. beträgt, über welche in dem obigen verfügt ist, das soll als ein Geschenk unter die Verwundeten in der Schlacht von Waterloo und unter die Offiziere und gemeinen Soldaten des Bataillons von der Insel Elba nach einem Maßstabe verteilt werden, welchen Montholon, Bertrand, Drouot, Cambrone und der Oberwundarzt Larrey bestimmen.

37. Diese Vermächtnisse sollen im Todesfalle an die Witwen und Kinder ausgezahlt werden, und wenn solche fehlen, an die Masse zurückfallen.

III.

1. Da meine Privatdomäne mein Eigentum ist, das mir kein mir bekanntes französisches Gesetz entzogen hat, so soll darüber von dem Schatzmeister desselben, dem Baron de la Bouillerie, Rechnung verlangt werden; es muß sich auf mehr als 200 Millionen Frcs. belaufen; denn das Portefeuille enthielt die Ersparnisse, welche ich 14 Jahre lang von meiner Zivilliste gemacht hatte, und welche sich, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, jährlich auf mehr als 12 Millionen beliefen. 2. Der Er-

trag dieses Portefeuilles. 3. Die Möbel meiner Paläste, so wie sie im Jahre 1814 waren, mit Einschluß der Paläste zu Rom, Florenz und Turin. Alle diese Möbel sind von den Geldern gekauft worden, die von der Zivilliste herrühren. 4. Der Rechnungsabschluß von meinen Häusern im Königreiche Italien, als auch Gold- und Silbergeschirr, Juwelen, Gerätschaften und Marställe. Rechenschaft hierüber wird der Prinz Eugen und der Kronverwalter Campagnoni geben.

* * *

Meine Privatdomäne vermache ich zur einen Hälfte den noch lebenden Offizieren und gemeinen Soldaten der französischen Heere, welche von 1792 bis 1815 für den Ruhm und die Unabhängigkeit der Nation gefochten haben. Die Verteilung soll nach Verhältnis ihres Soldes im wirklichen Dienste stattfinden. Die andere Hälfte sollen die Städte und Bezirke im Elsaß, Lothringen, Franche-Comté, Burgund, Isle de France, Champagne, Forest, Dauphiné erhalten, welche durch einen der beiden Einfälle gelitten haben. Vorläufig soll von dieser Summe eine Million für die Stadt Brienne und eine Million für die Stadt Méry genommen werden.

Ich ernenne die Grafen Montholon, Bertrand und Marchand zu Vollziehern meines letzten Willens.

Dieser gegenwärtige, letzte Wille, der ganz mit meiner eigenen Hand geschrieben, ist unterzeichnet und mit meinem Siegel versehen.

(Siegel.) Napoleon.

* * *

Anhang zu meinem letzten Willen.

Longwood, Insel Helena d. 15. April 1821.

I.

1. Die geweihten Gefäße, welche in meiner Kapelle zu Longwood gebraucht worden sind.

2. Ich ersuche den Abbé Vignali, sie zu sich zu nehmen, und sie meinem Sohn zu übergeben, wenn er 16 Jahr alt ist.

II.

1. Meine Waffen, d. i. mein Degen, den ich zu Austerlitz trug, Sobieskys Degen, mein Dolch, mein Schwert, mein Hirschfänger, mein Paar Versailler Pistolen.

2. Mein goldenes Reiseetui, dessen ich mich am Morgen von Ulm, von Austerlitz, von Jena, Eylau, Friedland, der Insel Lobau, der Moskwa und von Montmirail bedient habe. Aus diesem Anlaß möge es in den Augen meines Sohnes von Wert sein. (Der Graf Bertrand hat es seit 1814 in Verwahrung.)

3. Ich trage dem Grafen Bertrand auf, diese Sachen sorgfältig aufzubewahren und sie meinem Sohn zu überliefern, wenn er 16 Jahr alt ist.

III.

1. Drei Mahagonikästchen; das erste enthält 33 Tabaksdosen oder Bonbonièren; das zweite 12 Schächtelchen mit dem kaiserlichen Wappen, zwei kleinen Augengläsern und vier Schächtelchen, die man den 20. März 1815 in den Tuilerien auf dem Tische Ludwigs XVIII. gefunden hat, und das dritte, drei Schnupftabaksdosen, mit silbernen Medaillen verziert, zum Gebrauche für den Kaiser und verschiedene Gegenstände zur Toilette, nach den in Nr. I, II, III erwähnten Verzeichnissen.

2. Mein Feldbett, dessen ich mich auf allen meinen Feldzügen bedient habe.

3. Mein Feldteleskop.

4. Mein Toilettennecessaire; eine von jeder meiner Uniformen; ein Dutzend Hemden und alles vollständig von jedem meiner Anzüge, überhaupt alles, was ich bei meiner Toilette brauchte.

5. Mein Waschtisch.

6. Eine kleine Pendeluhr, welche in meinem Schlafzimmer zu Longwood ist.

7. Meine 2 Uhren und die Kette von den Haaren der Kaiserin.

8. Meinem Oberkammerdiener Marchand gebe ich den Auftrag, diese Gegenstände an sich zu nehmen und sie meinem Sohn zu überliefern, wenn er 16 Jahr alt ist.

IV.

1. Mein Münzkästchen.

2. Mein Silbergeschirr und mein Sèvres Porzellan, das ich auf St. Helena gebraucht habe.

3. Dem Grafen Montholon gebe ich den Auftrag, diese Gegenstände zu sich zu nehmen, und sie meinem Sohne zu geben, wenn er 16 Jahr alt ist.

V.

1. Meine drei Sättel und Zäume, meine Sporen, die ich auf St. Helena gebraucht habe.

2. Meine Jagdflinten, fünf an der Zahl.

3. Meinen Jäger Novarre beauftrage ich, diese Gegenstände in Verwahrung zu nehmen und sie meinem Sohne zu überliefern, wenn er sein 16tes Jahr erreicht hat.

VI.

1. Vierhundert Bände, aus meiner Bibliothek ausgewählt, die ich am meisten zu meinem Gebrauch gehabt habe.

2. Ich gebe St. Denis den Auftrag, sie aufzubewahren und sie meinem Sohne zu überliefern, wenn er 16 Jahr alt ist. Napoleon.

Verzeichnis (A).

1. Keiner von den Gegenständen, welche ich im Gebrauch gehabt, soll verkauft werden; der Überrest soll unter meine Testamentsvollstrecker und meine Brüder verteilt werden.

2. Marchand soll meine Haare aufbewahren und Armbänder mit goldenen Schlößchen davon machen lassen, die er der Kaiserin Marie-Luise, meiner Mutter, und jedem meiner Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten, dem Kardinal (Fesch) und ein größeres meinem Sohne überschicken soll.

3. Marchand soll dem Prinzen Joseph ein Paar von meinen goldenen Schuhschnallen senden.

4. Ein Paar goldene Knieschnallen soll der Prinz Lucian,

5. ein goldenes Halsbandschloß der Prinz Jérôme haben.

* * *

Verzeichnis meiner Sachen, die Marchand zu sich nehmen und zu seiner Zeit meinem Sohne zusenden soll.

1. Mein silbernes Necessaire, das auf meinem Tische steht, und in welchem sich alle Gerätschaften, Barbiermesser usw. befinden.

2. Meine Repetieruhr; dieses ist die Repetieruhr Friedrichs II., welche ich zu Potsdam weggenommen habe (im Kästchen Nr. III).

3. Meine zwei Uhren mit der Kette von den Haaren der Kaiserin und eine Kette von meinen eigenen Haaren für die andere Uhr; Marchand soll sie zu Paris machen lassen.

4. Meine zwei Siegel (ein französisches) in dem Kästchen Nr. III enthalten.

5. Die kleine vergoldete Pendeluhr, die jetzt in meinem Schlafzimmer ist.

6. Mein Waschtisch, sein Wasserkrug und sein Fuß usw.

7. Meine Nachttische, diejenigen, deren ich mich in Frankreich bediente, und mein Bidet von vergoldetem Silber.

8. Meine beiden eisernen Bettstellen, meine Matratzen und meine Bettdecken, wenn sie erhalten werden können.

9. Meine drei silbernen Flaschen, welche meinen Aquavit enthielten, den meine Jäger im Felde trugen.

10. Mein französisches Teleskop.

11. Meine Sporen, zwei Paar.

12. Drei Mahagonikästchen, Nr. I, II, III, welche meine Schnupftabaksdosen und andere Gegenstände enthalten.

13. Eine Räucherpfanne von vergoldetem Silber.

Leibwäsche.

6 Hemden, 6 Schnupftücher, 6 Halsbinden, 6 Servietten, 6 Paar seidene Strümpfe, 4 schwarze Halskrausen, 6 Paar Unterstrümpfe, 2 Paar Bettücher von Batist, 2 Kopfkissen, 2 Schlafröcke, 2 Paar Nachthosen, 1 Hosenheber, 4 Paar Hosenwesten von weißem Kasimir, 6 Madrastücher, 4 Paar Unterhosen, 6 Flanellwesten, 6 Paar Gamaschen 1 Kästchen mit meinem Schnupftabake, (1 goldene Halsschnalle, 1 Paar goldene Knieschnallen, 1 Paar goldene Schuhschnallen, in dem Kästchen Nr. III enthalten).

Kleider.

1 Uniform der Jäger, 1 Uniform der Grenadiere, 1 Uniform der Nationalgarde, 2 Hüte, 1 grüner und grauer Überrock, 1 blauer Mantel (den ich zu Marengo getragen habe), 1 grüner Zobelpelz, 2 Paar Schuhe, 2 Paar Stiefel, 2 Paar Pantoffel, 6 Gürtel.

Napoleon.

LITERATUR.

Napoléon Bonaparte, Oeuvres littéraires, ed. Martel. 4 Bde., Paris 1888 Albert Savine.

Masson et Biagi, Napoléon inconnu, 2 Bde., Paris 1895.

Damas Hinard, Napoléon. Ses opinions et jugements, Paris 1838.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon (Gourgaud et Montholon) 8 Bde., Paris 1823—1825.

Mémorial de Sainte-Hélène von Las Cases, 8 Bde., 1823.

Entretiens de Napoléon avec Canova. 1824.

Chaptal, Souvenirs de Napoléon.

Constant, Memoires sur les cent jours. 1820.

Goethes Gespräche ed. Biedermann, Bd. IX. Goethe — Jahrbuch Bd. XV. Andreas Fischer, Goethe und Napoleon 2. A. 1900.

Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe, Wien 1815. — Werke (Göschen) Bd. XX.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

Einleitung . . . . . V—IX

Gedichte und Erzählungen . . . . . 1—16

Der Hund, das Kaninchen und der Jäger 3
An Madame Saint-Huberty 5
Der Graf von Essex 6
Die prophetische Maske 12
Reiseeindrücke 15

Philosophische Aufsätze . . . . . 17—42

Über das Glück 19
Über die Liebe 29
Über den Selbstmord 38
Über die Frauen 40

Historische Aufsätze und Proklamationen . . . 43—92

Das Souper von Beaucaire 45
Abriß der Geschichte Korsikas 65
An die Engländer 82
Antwort an die englischen Zeitungen 86
Staatsstreich vom 18. Brumaire 90

Charakteristiken und Reflexionen . . . . . 93—158

Persönliches 95
Napoleons Familie 101
Historische Porträts 106
Alexander I., Kaiser von Rußland 113
Bernadotte 107
Fouché, Herzog von Otranto 106
Hudson Lowe 131
Lafayette 110
Ludwig XIV. 108

Seite

Ludwig XVI. 109
Marie Antoinette 110
Montesquieu 110
Murat, König von Neapel 114
Papst Pius VII. 118
Pitt d. j. 111
Robespierre 110
Stael, Frau von 124
Talleyrand 127
Wellington 129
Militärisches 132
Literatur, Kunst und Theater 136
Corneille 136
Lesage 136
Oper 139
Racine 136
Shakespeare 137
Talma 138
Tragödie 136
Voltaire 137
Allgemeines 140
Charlatane (Cagliostro, Mesmer, Gall, Lavater, Puységur) 140
Presse, die 143
Schwarze Kabinette 144
Aus Constant und Chaptal 145

Gespräche mit Napoleon . . . . . 159—193

Napoleon und Goethe 161
Napoleon und Wieland 173
Napoleon und Canova 180

Napoleons Testament . . . . . 193—203

EINE NAPOLEON-BIBLIOTHEK ergibt sich mit vorliegendem Bande aus folgenden Werken in gleicher Ausstattung:

NAPOLEON-BRIEFE. Fünfte vermehrte AUFLAGE
Preis Mk. 4.— kart., Mk. 5.— geb., Mk. 6.— in Halbperg.

NAPOLEON, VON H. TAINE. Fünfte AUFLAGE
Preis Mk. 1.50 kart., Mk. 2.— geb., Mk. 3.— in Halbperg.

NAPOLEONS LETZTE TAGE AUF ST. HELENA VON PAUL FREMEAUX
Preis Mk. 5.— kart., Mk. 6.— geb., Mk. 7.— in Halbperg.